

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1823)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655874>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gruß des Hinkenden Boten, zum neuen Jahr 1823.

Da kommt mit lamhem Stelzenfuß.
In seinem langewohnten Trote,
Der alte, gute Freund, der Bote,
Und bringt des neuen Jahres Gruß.
Und wünscht im ganzen Lande allen,
— Soweit das einmal möglich ist —
Gnad Fried und Freud und Wohlgefallen.
Es ist schon viel, wer mit gesundem Leib
Das neue Jahr hat angetreten.
Nicht jeder kanns! Ach! ich will wetten,
Am Bette jammert manches Weib
Um einen übel kranken Lieben;
Und mancher ist zurück geblieben,

Und schläfst. — „Eh nicht so ernsthaft, Bote!
„Du darfst wohl Scherz und Freude bringen.
„Doch, willst du uns Klaglieder singen.
„So jagen wir dich fort mit Spott!“
So sey es drum! Gern mag ich spassen.
Und hin, ihr wißt es, froh gestimmt.
Nur daß mir's niemand übel nimmt!
Und wenn mein Scherz auch manchen trifft,
So schreit nicht über Gall und Gift!
So dürft ihr mich darum nicht hassen.
Es ist ja nicht so bös gemeint!
Ich bleibe dennoch euer Freund.
Und schließe mit dem wahren Spruch:

E

Ich fand ihn einst in einem Buch :)

Die Narren hassen mich um mein satyrisch
Lachen,
Und sie sind selber doch, die mich zu lachen
machen.

So gehts heut zu Tage in der Welt.

(In ein Paar kurzen Gesprächen dargestellt.)

1.

Hr. Falsch. Höre, liebe Frau! Du sollst doch einmal wieder zu Frau Pfif und ihren Töchtern gehn. Sie nehmens sonst gewiß übel.

Frau. Ach! ich mag nicht. Sie sind so einbildisch und hochmüthig, und kommen daher wie die Pfauen. Die alte Närerin, die Mutter, liebängelt noch mit allen ledigen Mannspersonen, und mag nicht warten, bis sie wieder einen anführen kann, wie sie ihren Mann angeführt hat!

Herr. Nun freilich! Aber die beyden Töchtern —

Frau. Ach geh doch! Die Ufengesichter mit ihren Stumpfnasen meinen noch Wunder wie hübsch sie sind, und wollen an allen Orten die vordersten seyn! — Ich kann die Leute gar nicht ausstehen!

Herr. Nun freilich. Aber man muß sich mit niemanden veruneinigen. Geh immerhin, meine Liebe!

Frau. Nun ja! Dir zu liebe. Aber lange bleibe ich gewiß nicht dort. Ich müßte mich tod ärgern.

2.

Frau Pfif. Denkt doch Kinder! Ich vernehme daß Frau Falsch von ihrem Vetter Fuchs im Testamente fünftausend Pfunde geerbt hat! Aber die falsche Käze hat ihm auch genug darum geschmeichelt. Erst jetzt wird das Weib unerträglich werden!

Tochter Luise. Je nun! Sie war wenigstens verwandt, und konnte schon etwas erben.

Frau. Ja das hätten andre auch gekonnt, bey denen es besser angewendet gewesen wäre. Sie ist ohnehin so hochmüthig daß ich sie nicht ausstehen kann!

Tochter. Sie kommt doch aber auch selten zu uns — und

Frau. Immer noch mehr als mir lieb ist. Ich könnte es gar wohl ohne sie machen!

3.

Die Magd. Frau Falsch läßt fragen, ob Madam zu Hause sey, und sie empfangen könne?

Frau. Himmel! Da ist das unerträgliche Weib! Gewiß kommt sie nur um mit ihrem Erbe zu prahlen.

Magd. Soll ich sie abweisen?

Frau. Nein! Es sey mir gar lieb sie zu sehen.

Frau Falsch tritt ein. En guten Abend, meine Liebe, herzige Frau!

Frau Pfif. En willkommen meine Liebe. Wie lange iss das daß ich sie nicht gesehn habe. Recht sehr lange Weile hab ich nach Ihnen gehabt.

Frau Falsch. Ja meine Liebe, es dünkt mich ein halbes Jahr hundert seit ich das letzte Mal bey Ihnen war.

Frau Pfif. Apropos! Der tausend! Ich wünsche von Herzen Glück zur Erbschaft! Seit langem hat mich nichts so sehr erfreut.

Fran Falsch. Ich danke, und weiß das Sie an meinem Glücke aufrichtigen Unheil nehmen. — Aber was leben denn Ihre lieben hübschen Töchter? Sie sind eine recht glückliche Mutter, so schöne Kinder zu haben; und so gut und so bescheiden das.

Frau Pfif. Je nun! Die Kinder sind schon ordentlich. Aber ich wünschte daß sie recht viel bey Ihnen seyn könnten. Sie würden in Ihrem liebenswürdigen Umgang unendlich gewinnen. u. s. w.

Der Vate hat das auf einem ausgerissenen Blatt von einem alten Komedi-Buch gelesen; und sagt das ausdrücklich, damit ja niemand meint, das sei auf ihn gestichelt. Ich weiß gar gut, daß das Papier geduldig ist, und daß es unter uns ganz anders hergeht. —

Ein Ehestands-Gespräch.

Frau. Denk doch, lieber Mann! Meine Nachbarin da drüben sagt, sie habe den bessern Mann als ich!

Mann! Da hat sie wohl recht, mein Schatz!

Frau! Nein! Sie hat nicht recht! Ich behaupte, daß ich viel den bessern Mann habe!

Mann. Da hast du auch recht, mein Schatz!

Frau. Mais diantre! Verde könnt ihr doch nicht die Besten seyn! Einer nur ist der Beste!

Mann. Ja, da hast du abermal recht mein Schatz!

Frau. O zum Henker mit deiner Gleichgültigkeit! Ich werde mich noch zu Tode ärgern.

Mann. Da hast du vollkommen recht, mein Schatz.

Lebendige Wettergläser.

„Was kostet ein Barometer? Muß auch so einen Hauspropheten haben, der im Heuet und in der Endte mir das Wetter voraussagt!“ — Hm! Je nachdem er ist! Aber trau du dem Propheten nicht zu viel! Er lügt manchmal gar gewaltig, oder weiß selbst nicht was er sagt. Ich will dir aber was anders sagen. Der arme lahme Vate dient gern mit seiner Kunst!

Da, in meinem linken Stumpen, über dem abgeschossenen Bein, (siehe auf dem Titelblatt) kündet sich das schlechte Wetter allemal voraus mit Zucken und Stechen. Nun darfst du dir eben kein Bein abschließen lassen! Brauchst nur einen alten Schaden irgendwo am Leibe zu haben, oder ein Paar tüchtige Hüneraugen an den Füssen, sie thun den Dienst auch. — Mancher empfindet allemal Angst und Bangigkeit im ganzen Leibe, lange bevor ein Donnerwetter losbricht. Vers hat, der brodichts!

Aber auch die unvernünftigen Thiere verstehn das Wetter! Sind die Schweine unruhig, und werfen das Stroh herum, so bedeutet es unruhig sturmisch oder kalt Wetter. So auch wenn die Haustiere sich strecken, an den Wänden kratzen, und tanzen als ob ihnen ein Hopser gepfiffen würde. Auf eine ähnliche Weise thun Pferde und Rindvieh. Wenn die Hunde faul sind, viel

schlafen, oder Gras fressen, bedeutet es Sturm, oder wenigstens schlecht Wetter. Wenn aber nach langem schlechten stürmischen Wetter, die Räben sich lecken, und puhen, wie die Bauernmädchen, wenn sie zum Tanz gehn, so bessert das Wetter.

Die Vögel verstehn es fast noch besser! Sieht die Glucke mit ihren Jungen bey hellem Himmel unter Dach, und nimmt sie unter die Flügel, so kommt bald Gewitter und Regen. Lassen sich die Hühner beregnen, und schütteln sich oft, so hält das Regnen sicher lange an. Krähen di: Hähne mitten in der Nacht, zur Unzeit, und werden unruhig, so ändert das Wetter. Wenn die Spazien früher als gewöhnlich vom Felde heimkehren, und die Nachtquartiere beziehn, so ist Regen und Sturm nicht weit.

Dass die Spinnen besonders gute Wetterpropheten sind, hat ein gefangener Franzose beobachtet; und der geneigte Leser hat's vor einigen Jahren in der Prattig des längern gefunden. — Mag nun jeder selbst sehn, was wahr ist!

Wie gewisse Leute erzählen.

Dass nicht jedermann eben wohl beredt ist, schadet nichts; und wenn die Hälfte weniger geredet würde, wär's vielleicht eben recht. Aber es gewöhnt sich mancher im Reden so allerley böse Manieren an, die ihn lächerlich machen; und davon will der Vorte erzählen, damit die Leute das anders lernen.

Mein Schneider, ein Deutscher dazu, erzählt etwa so: ja, versteht er wohl, das Tuch da, versteht er wohl, ist freilich gut

genug, versteht er wohl! Aber für Pantalon, versteht er wohl, iss zu schwach; und wenn er wohl über einen Graben springen will, versteht er wohl, so könnt ein Maleer passiren (Malheur, Ungemach) und die Hosen verreissen, versteht er wohl!

Eben so wunderlich komms heraus, wenn manche sich im Reden immer mit ja, meinewegen u. d. gl. unterbrechen. „Gschaut — ja — i bi vors Hus gange — mynetwege am englesi. Ja — u du chunt er mynetwege so him Tannholz — ja u seit: was thust du da, seit er? Un i sage — he ja han i gseit, i wot zum Schärer — sagen i; nu! nu er fragt mynetwege: hest neuer chrank? seit er zue mer. Un i meine — he ja — er frage mynetwege us guter Meinig. Ja! nu i sage u. s. w.

Nicht viel besser aber lautet folgendes, das dem Boten durch die Post zugesandt wurde: Eh bon jour! Gute Tag, ma chere! comment vous porte vous? Was lebet der geng? Apropos! Heit dir o verno dass der cousin Louis wot Hochzt ha? Oui! il veut se marier! Er überhant une joli petite femme, und öppre achttuset Pfund avec! cela n'est pas Gitzimist! — Eties vous gester au concert? Julie a chanté wie ne Engel! Comme un ange, je vous assure. Auch het me wohl gesehen die jungen Messieurs sy ganz vernaret i si! Tout a fait enchanté! — Adieu ma chere lebet wohl.

Ein ehrsamter Bürger einer kleinen Stadt, meinte einmal: es wäre doch recht hübsch wenn man der Strasse nach um die Stadt her recht viel Populaçe pflanze. Er meinte Pappelbäume (Peupliers) und Populaçe heißt — Gesindel!

Das ist noch schlimmer geschikt, als der

verstorbene Schärer in W.... der sich statt Chirurgus, Chirigugus unterschrieb.

Und schlimmer als der Bauer zu S. der sagen wollte er habe eine Oppression auf der Brust (drücken) und immer sagte: Er habe eine Inclination (Zuneigung.)

Denkprüche.

Der ist unglücklich, der nichts weiß. Noch unglücklicher der, welcher etwas weiß, und es doch nicht anwendet. Aber am unglücklichsten ist der, welcher viel weiß, und es zum Bösen anwendet.

Zweyerlen Menschen sind zu bedauern. Die welche suchen, und nichts finden; und die welche finden, und doch nicht zufrieden sind.

Das Unglück der Narren ist grösser als man denkt. Es besteht darin, daß sie immer noch grössere Narren finden, von denen sie bewundert werden.

Für zwey Freunde ist ein Fingerhuth groß genug; zweyen Feinden aber ist die ganze Welt zu enge.

Wer einen Freund ohne Fehler verlangt, wird bald gar keinen Freund mehr haben.

Das Huhn, das Korn um Korn aufliest, füllt endlich doch den Kropf.

Wer sein Kind gar nichts lernen läßt, der scheint es zu einem Spitzbuben erziehen zu wollen.

Ein Schwächer ist wie eine Mühle, wo man nur das Klappern hört und kein Mehl sieht.

Die Freuden des Menschen kosten ge-

meinlich weit mehr, als seine Leiden. Und doch tragen diese die bessere Frucht.

Die Kunst reich zu werden besteht nicht im Einnehmen, sondern vielmehr im Ausgeben.

Als der Mensch aus dem Paradyse vertrieben war, sollte er arbeiten, damit auch die Erde ihm zum Paradyse würde.

Willst du wissen wie es im Himmel geht, so beobachte eine einträchtige Familie.

Der tolle Hund.

Giebt es mancherley Unglück in dieser Welt, so ist sicher eines der grössten, von einem tollen Hunde gebissen zu werden. Nicht der Schmerz nur, aber die entsetzliche Angst vor den furchterlichen Folgen dieses Bisses, vor Krankheit, Wasserscheu, Wuth und Narren und einem erbärmlichen Tode, das ist's was solche Menschen unglücklich macht. Wenn auch die Hülfe eines erfahrenen Arztes fröhle genug gesucht wird, so muß der gebissene sich einer schmerzhaften Kur unterwerfen, muß sich schneiden und brennen lassen, und vielleicht lebenslang die Narben oder Wundmäle an seinem Leibe tragen. — Zudem wenn auch Hunde gebissen werden, so breitet sich das Uebel aufs Neue aus, die Gefahr erneuert und vermehrt sich, niemand kann ruhig und sicher seine Straße wandeln, und hundert Menschen leben in Angst und Schrecken. — Neben dem geschieht auch grosser Schade an gebissenem Vieh, Kühen, Pferden, und was etwa einem solchen rasenden Thiere in den Weg kommt.

Unverantwortlich und gewissenlos handelt also jeder, der nicht die grösste Sorgfalt

daran verwendet, solches Unglück, so viel an ihm ist, möglichst zu verhüten, und der Vorwurf, dem zwar die Hunde lieb und werth, die Menschen noch viel lieber sind, will darum hier seinen einfältigen aber gut gemeinten Rath geben.

1) Wer nicht muß, sollte eigentlich keinen Hund halten. Arme Leute, die oft kaum selber für sich und ihre Kinder zu beissen haben, und denn doch Hunde halten, denen sie Hunger und Durst lassen, oder die sie mit schlechten, der Natur des Hundes unangemessenen Nahrungsmitteln füttern, diese können leicht Anlaß werden, daß tolle Hunde entstehen! — Und je mehr Hunde, desto mehr Gefahr zum toll werden! —

2) Wer aber einen Hund hat, soll denselben so halten, daß er wenigstens nicht Schuld an seinem toll werden ist. Ursachen und Veranlassungen dazu sind: a) wenn die Hunde gar alt werden: b) allzugroße Hitze, trockene Luft, heftige Kälte; vornehmlich wenn sie sich gleich von der großen Kälte weg an den warmen Ofen leger: c) Mangel an gesunder Nahrung, oder am Saufen, besonders Mangel an frischem Wasser: d) wenn der Hund in der Brunstzeit (wenn er häufig ist, oder eine läufige Hündin merkt) an der Paarung verhindert wird: e) wenn er misshandelt, geschlagen, gequält wird. — Vor dem allem haben sich also besonders die Besitzer der Hunde in Acht zu nehmen.

3) Manachte darum auch genau auf seinen Hund, ob er Zeichen von Krankheit oder gar Tollheit habe. Die anrückende Wuth zeigt sich durch ungewöhnliche Schläfrigkeit, und Traurigkeit: beständiges Aussuchen warmer Dörter: (ein

Zeichen von Fleber) öfteres Hinschleichen nach dem Futter ohne zu fressen: — durch schlaffe Ohren und hängenden Schwanz: durch Muren und andre Zeichen von Unwillen, wenn Menschen und Thiere ihnen nahe kommen, oder sie beunruhigen.

4) In allen solchen Fällen, oder wenn gar ein Hund von einem tollen oder auch nur verdächtigen Hund gebissen worden, muß der selbe in völlige Sicherheit gebracht werden. Ihn an einen Strick binden ist nicht genug; er zerbeißt ihn leicht. Eine starke eiserne Kette an einem starken Halsband ist nothig, oder einsperren in einem sichern Hause, wo er nicht entkommen kann. Am besten aber man übergibt einen solchen Hund alsbald dem Wasenmeister zur Obhut oder zum Tode! — Und wenn das Thier noch so kostbar, und sonst noch so gut und edel war — besser es wird, sogar unschuldig todgeschlagen, als daß unsere Mitmenschen dadurch unglücklich werden.

5) Ist aber ein Mensch wirklich gebissen, so wasche er die Wunde mit starkem Salzwasser auf der Stelle aus, und suche sobald möglich die Hilfe eines erfahrenen, geschickten Arztes, (ja nicht eines Quacksalbers oder Pfuschers oder eines alten Webbes.) Doch darf er nicht selbst hinlaufen, denn alle Erhitzung ist gefährlich, weil sie den Blutlauf beschleunigt, und das Gift vom Speichel des tollen Hundes mit dem Blute vermischt, wodurch eben die Rasered entsteht.

Wer aus unvernünftiger Handtice, aus Unvorsichtigkeit, aus Nachlässigkeit, oder gar aus Gesetzes seines verdächtigen oder gar gebissenen Hundes schont, und da-

durch Anlass zum Unglück geht, ist ein Verbrecher an seinen Mitmenschen und verdient ohne Schonen die strengste Strafe!

Unverhost kommt oft.

Aber nicht allemal mit Freuden, das ist auch wahr. Das hat jener Schelm erfahren, der als Arbeiter in einer Münze neugeprägtes Geld gestohlen hatte. Man hatte Verdacht auf ihn. Er aber schwur vor dem Richter einen Eid, daß er das Geld nicht gestohlen habe. Und somit war's gut. — Noch nicht! Ich sage ja: unverhost kommt oft! Der Mann kehrt mit seinem falschen Eid auf dem Gewissen an seine Arbeit zurück! — Aber das Gewissen versteht nicht Spaß, und kann solche garstige Flecken nicht auf sich leiden. So schlägt, und stößt, und hemmt es hier den Schelm ohne Ende, bis er's einmal versteht — und krach! sind die nämlichen drey Finger, die er bey dem Ende erhob, durch den Münzstempel völlig zerquetscht. Jetzt schrie er — aber noch lauter sein Gewissen, und auf der Stelle bekannte er den Diebstahl und den Meineid. — Gott behüte uns vor solcher Missethat.

Ein dito, aber kurzweilig.

Der Hans Joggeli Knips kommt einmal in des Beckers Stube, und als er einen Augenblick allein ist, erwischte er hurtig ein Paar Pelzhandschuh, und — fort mit! „Es kommen viele Leute in die Bäckstube! Man wirds nicht eben mir trauen. Und Winter ißt ohnehin bald! Ist nicht heute der 20ste Weinmonat?“ So denkt er! —

Der Becker weiß nicht hat die Käze die Handschuh gefressen, oder wer sonst, und fragt vergeblich aller Orten. Aber der Winter rückt. Es geht schon recht kalte Morgen. So kommt Hans Joggeli Knips auch wieder in die warme Bäckstube, und tritt zum Ofen. „Es macht nadisch hüt chalt!“ „Ja sagte der Becker, man sollte gute warme Handschuhe haben!“ Was — platzt Hans Joggeli hurtig heraus — i han euch emel ken i Händsche g'stöhle!“ Das übrige begreift der Leser, oder kann sich vom Schulmeister erklären lassen.

Eine Fabel.

Ein Frosch, der stets zur Sommerszeit In seinem grünen Sonntagskleid Der schönste Frosch im Weiher war, Versteht sich, nur in seinem Sinn! Den sonstigen gleich er ganz und gar Den andern Fröschen auf ein Haar. Das eben war ihm nicht genug! Er legt die Pfote unters Kinn, Und denkt: „bin ich nicht schön und klug?“ „Und doch will mich die Welt verachten.“ „Es ist ein Frosch, und weiter nichts!“ „So sprechen sie! Woran gebricht's?“ „Ich merke schon! Ich bin zu klein!“ „Die Kuh im Grase dort ist größer.“ „Wär ich so groß — es gieng schon besser!“ „Wohlan! Ich will auch größer seyn!“ So denkt der Narr! Thut manchen Schnauf, Und bläst die grüne Haut sich auf: Fragt seine Base: „sage mir; Bin ich so groß als jenes Thier?“ — Noch nicht! — Er fängt noch einmal an Schließt hinten und vorne Maul und Nasen, Und drückt und knucht so stark er kann, Um sich noch größer aufzublasen.

„Zeit rückt!“ Er blickt hinauf die Kuh,
Und blähet sich noch immer zu
Ob groß zu werden ihm gelingt.
Und hun! Die Narrenhaut zerspringt.

* * *

Wie mancher ist dem Frosch verwandt!
Verachtet thöricht seinen Stand:
Will absolut was Grosses sehn;
Und macht sich selber Angst und Pein.

Gelehrter desto verkehrter.

Ja, so iss! Und das will der Vate beweisen! Da sagen die Gelehrten: was der Mensch träumt, ist nur zusammenge-setzt aus dem, was er den Tag über gese-hen und gehört hat. Dass dem nicht also ist, beweist der Vate aus eigener Erfah-rung. Hat ihm z. B. geträumt, er sey un-ter eine Heerde Gänse gerathen, und hat den ganzen Tag kein solches Thier gesehn; sondern war an der Kindbete bey seiner Schwester, unter lauter lieben verständigen und wohlberedten Frauen! — An der Auf-fahrt kommt er zu S. ins Wirthshaus, und trinkt im Vorbeigehn seinen Schoppen. Da haben sich nun freilich die Bauern, zu Ehren des Festes, erbärmlich zerprügelt. Aber was hat das mit der Schweinherde zu thun, wovon ihm die nämliche Nacht träumte? — In dem alten ehrwürdigen Städtlein H. hör ich einmal ein seines Lie-besgespräch zwischen einer züchtigen Jung-frauen und einem Leuschen Jüngling! Und nachher träumts mir, es sey Hornung, und die Kazen mauern auf allen Dächern! Wie hängt das zusammen? Ja einmal hats mir sogar geträumt, der böse Geist wolle mich leibhaftig holen, und frecke schon seine

Klauen aus gegen mich. Und doch hatte ich ihn denselben ganzen Tag nie gelehnt, ja auch sonst nie. Vielmehr hatte ich mich am Tage vorher mit meiner lieben Anna Barbel ehelich verlobt!

Man sieht also doch deutlich dass die Gelehrten mit ihrer Auslezung der Träume unrecht haben. Ja! je gelehrter desto ver-kehrter! —

Brosamen von des Herrn Tische.

Unseretus kommt zu allerley Leuten. Auch ins Pfrundhaus kam ich manchmal. Und wenn die Frau Predilantin mir ein Glas Wein aufgestellt und vernommen hat, was im Städtlein der Unken und der Flachs gilt, so kommt der Herr und sprachet mit mir: und hab ich mir ein gescheites Wort gemerkt, so warte ich nur bis ich hinter die Scheuer komme, und schreib es dann in meine Schreibtafel auf! Hier etwas da-von zur Probe.

Die Kazen da, die ich als jung aus Mitleid aus dem Wasser gezogen und seit Jahren gefuttert habe, krauste mich gestern erbärmlich, als ich von ungefehr sie auf den Schwanz trat. So vergisst mancher Mensch die größten Wohlthaten über der geringsten Beleidigung.

Die Hochzeiten werden jetzt meistens im Stillen gehalten; aber in der Ehe wird der Lärm desto größer!

Zwei Arten von Narren sterben wahr-scheinlich nie aus: die Narren welche künf-tige Dinge prophezeihen und die Narren welche dergleichen glauben.

Der Spieler meint das Glück vor sich zu sehn, und läuft ihm vergeblich nach.

Aber

Aber er sieht nicht das Unglück das hinter ihm steht, und ihn ohne Fehler ereilt.

Mancher Mann würde gerne seine Frau zum Glück jagen, wenn er nicht fürchtete damit einer noch schlimmern Platz zu machen.

Weh Euch! Ihr Pharisäer und Heuchler! Ihr saget einer zum andern: Gott gebe dir ein glückhaftes Jahr! Und ihr thut soviel einander unglücklich zu machen!

Weh Euch, ihr Pharisäer und Heuchler! Ihr gebet jedem Straßenbettler mit voller Hand, und meinet ihr übet Barmherzigkeit; dieweil ihr nur Tagdiebe und Müßiggänger, Schelme und H. pflanzet!

Die Feueranstalten wären wohl gut; wenn nur die Löschanstalten auch eben so gut wären.

Es giebt leider viele Menschen, die kein anderes Maß kennen als — Wein Maß!

Man spricht mit Spott oder spöttischem Mitleid von einem armen Teufel; aber so kluglich das Elend des vaterlosen Kindes darzustellen, daß sie reiche Gaben erhält.

Es lachet gar mancher über andre Männer, und hört nicht wie die Schellen an seiner eigenen Kappe klingen.

Lachet und spottet nicht über Hansens grosse rothe und blaue Nase! Sie ist gar heuer, denn sie kostet ihn bald sein ganzes Helmwesen!

Lebens-Chronic.

Die ersten zehn Jährchen
Galt's Kupferstich und Märchen.

Von zehn bis zu zwanzig
Da suchte Spiel und Tanz ich.

Von zwanzig bis zu dreißig
Trank, liebte, scherzt ich fleißig.

Von dreißig bis zu vierzig
Der Lebensfreund gentrt sich.

Jetzt zähl ich volle fünfzig

Nun zeigt wohl die Vernunft sich?
Doch kam' ich bis zu sechzig

Und sehe Wein, so lech' ich.

Auch zeigt mein Herz mit siebenzig
Noch seinen Freunden liebend sich.

Wenus hoch kommt, sind es achtzig
Je nu! vielleicht es macht sich!

Ich wollt ich würde neunzig
Für meine Kinder eingig.

Und brächt ichs bis auf hundert
Drob war ich sehr verwundert.

Etwas für diejenigen welche nicht Acht
haben auf ihre Allmosen.

In London bettelt eine arme Frau mit einem Kind auf dem Arme, und weist Mitleid von einem armen Teufel; aber so kluglich das Elend des vaterlosen Kindes darzustellen, daß sie reiche Gaben erhält.

Da kommen die Polizeydienner, wollen das Weib ins Gefängniß führen, sie wehrt sich gewaltig, und über dem Streite fällt das Kind zur Erde. Wie ließen die mitleidigen Seelen zusammen! Wie schimpste man die Polizeydienner! Denn das Kind lag ohne einen Mucks zu thun tod am Boden! — Aber — als mans aufhob — war es ein verkleideter Strohbündel! und kein Kind!

So etwas geschleht doch in unserm Lande nicht! — Nein, aber viel eben so schlimmes! Wie mancher Bettelbub lügt sich Vater- und Mutterlos. Wie mancher stellt sich stark, lahm, gebrechlich, und ist

F

vollkommen gesund. Weiß ich doch daß sezen. Er sagte daher den neugierigen Dorfleute die Gotlosigkeit geübt haben, sich leuten, und konnte es auch mit Wahrheit mit der fallenden Sucht behaftet zu stellen, sagen, daß es zur Nachzeit vor seinem um Mitleid zu erreagen. Ist das besser als Schlafzimmer nicht richtig sey, und daß er ein Strohkind? Mitleid gegen Bettler kommt mir vor wie jene Mutter, die ihr Kind nicht strehlen wollte, damit sie es nicht rausse. Wenn aber das Kind in den Läusen fast zu Grunde gieng, war nicht die Mutter Schuld? —

Der Held unter den Satanshörnern.

(Sehet vorüberstehende Figur.)

In einer Dorfgemeinde des Oberlands war der neu gewählte vernünftige Schulmeister kaum angelangt, als seine furchtsame Tochter ihn selbst und das gesammte Volk bei ihrer jungfräulichen Ehre versicherte, „sie hätte in der Geisterstunde der ersten „Nacht, als sie die vom Winde in Bewegung gesetzte Kellertür verriegeln wollte, „eine unmenschliche Gestalt mit feurigen Augen erblickt, welche ohne Umstände auf „sie los, und bis an die Haustreppe ihr „nachgegangen sey, so daß sie anders nicht, „als sich kreuzend und segnend ihren Klauen „habe entgehen können.“ Die Sache machte im Dorfe großes Aufsehen, und fand bei Alten und Jungen Glauben. Der Schulmeister allein gab sich Mühe, den Schlüssel zu diesem Geisterstück zu finden und — fand ihn glücklich schoa in der folgenden Nacht. Da nun so eben ein in fremdem Dienst gestandener Soldat mit ehrenvollem Abschied in seine Burrgemeinde zurückgekehrt war, und sich für einen Helden ohne Furcht überall ausgab; so entschloss sich der Schulmeister, den Heldenmuth des Jünglings auf die Probe zu

sezten. Er saß daher den neugierigen Dorfleute die Gestalt gerade so erblickt habe, wie die Erzählung seiner Tochter laute. Nun begehrte der neue Held unaufgesfordert, im Schlafgemach des Schulmeisters die Nacht zu passiren, und den Kampf mit dem Gespenste zu bestehen. Unser Schulmeister räumte ihm das Zimmer willig ein. Um von allem Ohren- und Augenzeuge zu seyn, versteckte er sich mit einer Blendlaternen auf der Hauslaube vor dem Schlafgemach hinter den Fensterladen, wo er den Ausgang des Heldengefechts abwarten wollte. Nach zehn Uhr legte sich der Soldat zu Bett und schlief ein. Bald wurde er aber durch die Fußtritte eines in der Hauslaube Auf- und Abgehenden aufgeschreckt, der sich weder durch sein lautes „wer da?“ noch durch die Drohung des Niederschiessens in seiner Nachtwanderung stören ließ, und nun vollends seiner ganzen Körperlichkeit Länge nach, sich an das Fenster stemmte, aus den funkelnden Augen, wie es ihm schien, Feuer ins Zimmer sprühend. Nicht ganz ohne Furcht sprang unser Held aus dem Bett, um das Ungeheuer zu packen. Er hatte kaum das Fenster aufgerissen, so zerzauste das Ungeheuer mit den Klauen seine Haupthaare, daß er ganz jämmerlich um Hülfe schrie. Noch hatte er Muthe genug in die Höhe zu greifen. Als er aber jetzt ein Paar Hörner anpackte, so glaubte er sich in der Gewalt des leibhaftigen Satans, und rief jämmerlich um Hülfe: „Schulmeister, erlöse mich aus den Klauen des Teufels! Er hat mich schon in den Hörnern!“ — Der Schulmeister ließ nun mit



der Laterne eiltg hinzu und überzeugte unsern besieгten Helden, daß er einen bärigen Ziegenbock erbeutet hätte, dessen satanische Lust mit einem Leckerbissen von Salz gar leicht zu stillen sey. Nemlich dieser Bock war sichs schon unter dem Vorfahren des jehligen Schulmeisters gewohnt, nächtlich am Fenster seines Schlafzimmers anzuklopfen und aus seiner Hand Kleyen und Salz zu schlecken. Der Nachfolger hatte dies bald auch gemerkt und dem Monsieur von Bock willig damit aufgewartet. Weil aber unser Held ihm die Nachtmahlzeit nicht willig anbot, so erinnerte ihn diesmal der Bock etwas unfaпt an Pflicht der Gassfrenheit. — Wer war froher, als unser alte Soldat, sich sobald und glücklich aus den Klauen des vermeinten Satans gerettet zu sehen! Er bath und beschwore den Schulmeister, die Geschichte ja nicht unter die Leute zu bringen, und gelobte ihm sogar, seine Tochter zu heyrathen. Allein gerade diese, welche den Helden nicht leiden konnte, hatte etwas gehört, und wußte ihrem Vater alles Uebrige abzulösen. Das nun das ganze Dorf die Heldenprobe des verabschiedeten Soldaten von Anfang bis zu Ende kennt und darüber lacht, darüber soll sich Niemand verwundern. Denn wie sollten Weiber Geheimes verschweigen können?

Der Kleiderschafft.

Es starb einmal — ist aber schon lang her — ein reicher Graf, der hinterließ ganz ungeheuer viel Kleider. Unter anderm tausend zweihundert Perücken für seinen einzigen Kopf! dreyhundert Paar Stiefeln für seine zwey Beine, und achtihundert Stück

Samet-Hosen! — Und ist doch gestorben wie der Bettler Sameli, der keinen ganzen Fezen auf dem Leib hatte. Und hätten sie ihm alle den Plunder mit ins Grab geben — was hatt' er gewonnen? —

Die türkische Barbierstube.

In der Mitte eines grossen Saals, der durch eine Kuppel erleuchtet wird, hangen in Form eines Kronleuchters, mehrere über etnander befestigte Reise herab, an denen eine Menge Servietten z. z. zum Trocknen aufhangen; gerade darunter steht ein viereckichter mit glühenden Kohlen bedeckter Altar. In einer Ecke befand sich ein kleines Kamin, wo Kaffe gekocht und Wasser heiß gemacht wird — der obere Rand desselben war mit vielen Vasen, Flaschen und Taschen besetzt — an der oberen Wand des Saals befand sich ein Divan — an den 2 Seitenwänden ließen niedrige gepolsterte Estraden hin — die Wände selbst waren mit artigem Tafelwerk geziert, auch hingen eine Menge Handspiegel, Rästremesser, Streichriemen, und lange Haarbüschel mit hineingesetzten Kämmen daran. Auf den Estraden liegen gewöhnlich mehrere schlafende Türken — andere rauchen Taback, trinken Kaffe oder Scherbet — das ganze gleicht einem wohl unterhaltenen Kaffehaus, wo Gesellschaft zusammen kommt.

Was nun das Barbieren selbst anlangt, so muß bemerkt werden, daß der türkische Barbier es nie mit dem Bart sondern mit dem Kopf zu thun hat, wo auf beyden Estraden bestimmte Sitz zum Barbieren sind; über jedem Sitz ist ein langer Haken, woran ein Gefäß ist, unten mit einer kleinen Öffnung; dies Gefäß wird mit lauem

Wasser angefüllt, das auf den Kopf des Barbierenden herabfließt — zugleich wird der Kopf über ein grosses Becken gehalten, und so wie Hals und Gesicht mit Seifen eingerieben, nun setzt sich der Barbier auf einen erhabenen Schemel, nimmt den Kopf seines Kunden zwischen die Knie, streicht mit seinem grossen breiten Messer so schnell und leicht darüber her, daß er in wenig Minuten fertig ist; hierauf reinigt er dem Kunden die Ohren, schneidet ihm die Nase ab, zieht ihm die Finger, bleibt noch eine Douche auf den Kopf, trocknet mit mehreren damastenen Servietten ab, besprüht mit einigen Tropfen Rosen-Essenz, und bringt zum Beschluß Pfeife und Kasse nebst einem kleinen Spiegel zum besehen.

Hefters lassen sich die alten Türken die grauen Barthaare ausrupfen, ohne Zeichen des Schmerzens — den Reisenden wird auf Verlangen nur der Bart abgenommen.

Ueberhaupt hat man im Orient mit der Barbierkunst sehr weit gebracht. In grossen Städten giebt's herumgehende Barbiers, die man auf allen Strassen sieht, sie haben ihr ganzes Werkzeug bey sich, und bedienen die Kunden unter dem ersten besten Wetterdach, den Vorübergehenden halten sie mit vieler Höflichkeit einen Spiegel vor, wodurch mancher auf dieses Bedürfniß aufmerksam wird.

Bitter ist doch manchmal besser als süß.

Ein reicher Bauer in England hatte zwey Söhne. Aber genau die Hälfte davon war nichts werth; denn der Aeltere war ein niedrlicher Pursche, lag immer in den Wirthshäusern, trieb schlechte Streiche und erlaubte sich alles, was ihn gelüstete;

denn er dachte: ich bin eines reichen Mannes Sohn! Mit Geld läßt sich alles deken. Merk: viel Süßes verderbt nur den Magen, und macht ungesund.

Aber der Vater verstand das nicht so. Ihn kränkte der ungerathene Sohn, und ehe er starb, machte er sein Testament, wosinn er den Taugenichts gänzlich enterbt, und dem jüngern Sohn das ganze Vermögen vermachte. Muß nicht die Sünde und das Laster sich selber strafen?

Aber des Vaters Tod war dem ungerathenen Sohn ein harter Schlag! Er fieng an über sein bisheriges Leben ernsthafter zu denken. Ein guter Freund, den er lange von sich verscheucht hatte, kam nun auch wieder, und sprach ernsthliche Worte mit ihm, die sowohl fruchten, daß er sich völlig änderte, und anfang ein guter Mensch zu werden. Wünscht der geneigte Leser auch seinen treuen Freund? Nun — der ist zu finden! Er wohnt — da unterm linken Knopfloch und heißt: das Gewissen! — Und eben dieser Freund sagte hier ganz laut: der ungerathene Sohn hat verdient enterbt zu werden! — So war bitter besser als süß!

Aber auch das Süsse blieb nicht aus. Der jüngere Bruder hörte mit Freuden die glückliche Veränderung des Aelteren. Er eilt zu ihm und spricht: „Friede sei zwischen dir und mir! Unser gute Vater hat gewiß nur den niedrlichen Sohn enterbt, nicht aber den gebesserten. Diesem ge

„bührt so viel als mir! Komm her, ich theile mit dir!“ Und so geschah es. Wer mir noch einen solchen Bruder nahmhaft machen kann, dem verehr' ich einen Kalender auf 1823. Und ist er gar ein Schweizer, so kriegt er zwey! —

Der zweysache Herr.

Ein Fremder kam ins Wirthshaus und bestellte sogleich das Mittagessen. „Dies ist ein vornehmer Herr!“ sagte der Wirthssohn zum Vater. Der Vater war nicht der Meinung und bezeugte, es sey blos ein Bauer. Jetzt galt es eine Wette, wer von beiden recht habe. Der Nachtwächter sollte aufpassen und entscheiden. „Gieb wohl acht,“ sprach der Wirth zu ihm: „Trinkt der Fremde gleich nach der Suppe ein Glas Wein, so ists ein Herr; wartet er aber mit dem Trunke zu, bis er erst Fleisch genossen, so ists nur ein Bauer.“ — Der Nachtwächter stellte seine Beobachtungen paßtmäßig an, und lief dann zum Wirth und seinem Sohne, sprechende: „Ihr habt euch beyde getröst! der Fremde ist nicht blos ein einfacher, sondern ein zweysacher Herr; denn er hat gleich vor und wiederum gleich nach der Suppe getrunken.“

Noch ein Spaz aus dem Wirthshaus.

Zwei Reisende ließen sich beim Eintritt in die Gaststube eine Flasche Burgunder austischen. Sie hatten den Wein kaum versucht, als ein Seufzer aus dem nahen Bette sie überzeugte, daß hier jemand frank liege. Es war der Wirth, der sich über Seitenstechen beklagte. Die Gäste boten ihm ein Glas ihres Weines an, den er gierig an den Mund setzte, als der Doktor eintrat und ihm zurief: „Was machen sie, Herr Wirth? Sie haben ein hzliches Fieber! starker Wein ist tödtliches Gift für sie! mischen sie wenigstens die Hälfte mit Wasser!“ — Das ist unnöthig, versetzte der Patient; ich habe

längst diesen sieberstillenden Trank in starker Dosis meinen Burgundersäcken beigemischt!

Wunder über Wunder.

Ein Paar Duzend quackende Fröschen sprangen eines Abends munter auf der Verbrücke herum. Diese Erscheinung ward von übergläubigen Leuten als ein bedeutungsvolles Wunder ausgelegt, und man prophezeite Wasser- und Feuers-Noth. Ein wütiger Kopf aber sagte zu den erschrockenen Zuschauern: „So lange die Fröschen auf der Brücke heruntanzen, sind wir noch ziemlich sicher; wenn aber einmal die Brücke auf den Fröschen herumzappelt, dann wird grosses Unglück eintreffen.“

Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Es ist doch wahr, daß es an manchem Orte zu manchen Zeiten nicht recht richtig ist. Davon will ich ein Exempel erzählen; und will der geneigte Leser sich dran erbauen, so ists mir lieb. Der Fuhrmann Peter Schluck, der immer am Markttag in die Stadt fuhrwerchet, und wenn er heimfahrt, richtig den Huth krumm auf dem Kopfe hat, mußte einmal eine Fuhr thun nach W. und kam glücklich ans Ort; und nachdem er seine Geschäfte glücklich vollendet, denkt er: es geht auf dem Heimweg da über die grosse Alment, wo es ungeheuer ist, und schon mancher Fuhrmann verirrt ist, besonders im Nebel und bei Nachtzeit. Da maugelts Kuraschi. Und so stärkt er sich mit einem Schoppen Branntwein; und meint: das giebt Herz! Der Teufel selber soll mir nichts anhaben. Und

somit fährt er getrost seine Strasse. Der
Bote redet sonst dem bösen Brantewein
nicht das Wort. Aber diesmal kam
doch gut! Denn Peter schlief eben auf der
gefährlichen Allment so ruhig, als wär er
daheim im Bette; und läßt seinen halbblin-
den Schimmel den Weg nach Hause suchen.
Einmal erwacht er doch, denn ihn dunkt
es regnet und das Wasser läuft ihm in den
Busen. Er haut mit seiner Gießel zu:
hüh Schimmel! Aber alles steht still. Jetzt
erwacht er völlig — der Himmel ist klar,
der Mond scheint — aber o Grausen! Seln
ien Schimmel ist ihm in eine weiße Geiß ver-
wandelt worden! Mit Schrecken und Ent-
schoen springt er vom Wagen, läßt alles im
Stiche und flieht was seine unsichern Beine
vermögen. Aber schwarze Geister laufen
neben ihm her, und pfeifen, wenn Peter in
der Angst sogar zu beten anfängt. End-
lich erreicht er ein Haus, wo er übernach-
tet! —

Ob es nun wahr ist, was ich seither
vernommen habe, daß die Turbengräber
dem schlafenden Peter das Ross ausgespan-
nen, die Geiß dafür angebunden, ihn mit
Wasser gespritzt und so erweckt: aber auch
nachher das Wägeli mit dem Schimmel ihm
in der Nacht vor sein Haus geführt haben,
das weiß ich nicht. Aber ein gutes Sprüch-
lein gebe ich oben drein in den Kauf; es
heißt

Brantwein im Nebel und bei Nacht
Hat manchen schon zum Narr'n gemacht.

Der Thorschreiber.

Der Herr Baldrian sollte eigentlich ein
Hufschmid werden. Aber die Hämmer wa-
ren ihm zu schwer, das Eisen zu hart,

die Eße zu rüfig. So dachte er; ich will lie-
ber — nichts seyn, ward also ein Müßig-
gänger; und als er am Ende nichts mehr
hatte, gab man ihm die Stelle eines Thor-
schreibers in einer kleinen Landstadt. Da
sah er den ganzen Tag, rauchte Tabak,
neckte die Vorübergehenden, und hängte jedem
was an. Besonders hatten die Bauern,
die zu Markte fuhren, immer von ihm zu
leiden. Aber er kriegte auch hier und da
seine Rückfuhr. „Da kommt auch wie-
der so ein Esel“ sagte er einst dem Stef-
fan, dieser dankte gar höflich, und sprach:
„Ist mir recht lieb, daß ich ein
„Esel bin! Nun hab' ich doch gute
„Hoffnung auch einmal Thorschrei-
ber zu werden.“

Willst du mit Schimpf freigebig seyn,
Nur Schimpf und Schande trägst dir ein.
Und was du in den Wald hinschreist
Kommt dir zurücke allermehr.

Das Herz denkt anders, als der
Mund spricht.

Nachbar, was ist dir am meisten zu-
wider?

„Kreuz, Leiden und Krieg!“

Nachbar, was wünschest du dir am
meisten?

„Einen seligen Tod!“

Der Nachbar hat gut geantwortet; aber
als ich sah, daß er eifertig den Weg fort-
lauft, der zum Kreuz und Leiden führt;
und daß er immer Mittel vom Doktor brau-
che, um noch lange nicht sterben zu müs-
sen, — da hielt ich wenig mehr auf seine
frommen Worte.

Neue Art von Brey.

Eitliche gute Freunde, die mit einander schwazteren glengen, trafen unterwegs einen Fischmann an, welcher neben andern Sorten von Fischen auch sogenannte Hürlling hatte. Du, sagt einer von ihnen, ich habe Lust einmal gebakene Hürlling zu eßen, aber von meinen Leuten versteht es niemand, dieselben gut zu appretieren. Ho, sagte der andere, wenn du die Hürlling bezahlst, so will ich dieselben durch meine Köchin schon appretieren lassen. Wie geredt, so gethan. Man kaufte eine grosse Kachel voll, sandte sie nach Hause, und Tag und Stund wurden bestimmt, wo die Gäste erscheinen sollten. Die Köchin nahm nun eine grosse Pfanne, frischen Butter darein, die Hürlling dazu und wohl mit Pfeffer und Salz bestreut, her nach zwey grosse Kellen voll Mehl daran, fleißig umgerührt, und als die Massa eine braünliche Farbe anzunehmen anfing, auf zwey schöne Creme-Saladiere angerichtet. Aber o Himmel Welch Gelächter entstand unter den Anwesenden, man kostete das Gericht, allein, der Geruch alkordierte vollkommen mit dem Aussehen, und der Hürlligen war ganz ungenießbar. Diesen Schaden zu vergüten, ward die Gesellschaft zu einem neuen Schmaus eingeladen, dessen Bestandtheile mit den Hürllingen in naher Verwandtschaft stand. Der Hanswirth bestellte nemlich bey einem Mann, ganz frische Fröschenschinklein, die auch zur bestimmten Zeit anlangten und sofort der Köchin übergeben wurden, um dieselben an einer Hänelsausen zu appretieren. Der Herr gab der Köchin die pünktliche Anweisung, daß die Fröschchen mit Salz und etwas wenigen Pfeffer verschleimt werden müsten, da aber die

Köchin die Eigenschaft und Wirkung nicht kannte, die sich bey dieser Operation zu äussern pflegt, und bey dem Bestreuen mit Salz und Pfeffer, die Wiederauflösung der Fröschchen gewahr wurde; so lief sie voller Angst aus der Küche, rief der Frau welche dabei einen solchen Ekel empfand, daß sie der Köchin sofort befahl, die ganze Massa sammt der Kachel in das s. v. Secret zu schmelzen. Dieses schreckbare Ereigniß ward sogleich dem Hausherr kund gethan, wo dann auch die E. Gäste auf einen andern Tag eingeladen wurden, und wo man dann eine sachkundige Gehülfin anstellte, die den Convulsionen nicht so sehr unterworfen war.

Chemals und sezt.

Kaiser Konrad der dritte nannte die Erde das Bett des Kriegers, den Harnisch seine Decke, den Harnisch sein Haus. So wars wohl damals. Heutzutage müßte man noch hinzu sezen: der Parasol (Regen oder Sonnenschirm) ist sein Begleiter auf den Musterplatz!

Rath an meinen Vetter.

Er will, wie ich höre, hetrathen, lieber Vetter! daran thut er wohl! darf ich ihm aber rathen, so nehme er die süsse Milch nicht eher weg, bis der Nidel sich oben angesetzt hat. Hat er denn aber seine gute Milch, so eße er ja nicht nur den Nidel davon weg, sonst will ich wetten, er erträgt sich dran satt, ehe der Töpf halb leer ist. Röhrt er aber Nidel und Milch wohl durch einander, so hat er bis auf den letzten Tropfen gute Milch, folglich auch längern Genüß. Ist er aber den Nidel sogleich rein weg,

weg, so kriegt er allzufrüh genug, und läßt dann die klare Milch ungenossen im Kopfe. Denn mehr als einmal nideit die Milch nicht. Indessen wünsche ich, daß ihm die wohl zubereitete Milch lange wohl schmecke. Sein getreuer Vetter Michel.

Weibliche Bildung.

Dass die Frauen in unsern Tagen manchmal gar gelehrt sind, und mit allerley Büchern besser umzugehn wissen, als mit Pfannen und Kellen, das ist allgemein bekannt. Wie weit manche es darin bringen ist zum Erstaunen, wie ich gleich ein Exempel erzählen will. Eine solche Frau, die in ihrer Jugend (ist aber dessen schon lang!) in einer berühmten Erziehungs-Anstalt gebildet wurde, war unlängst in einer Gesellschaft von andern Damen, wo auch von Gelehrten, Dichtern, und ihren Schriften die Rede war. Sie wollte nun zeigen daß sie auch lese, und sagte: „Ich lese wirklich Schillers Mathissen. Der ist ganz göttlich!“

Die Grönländer.

(Der Holzschnitt stellt die Herrnhuthische Colonie Lichtenfels ver.)

So wie wir in der versprochnen Beschreibung einzelner Völker unsers Erdhauses, der angezeigten Absicht und Versahrensweise zu folge, den gelehrten Beser unseres Volksbuchleins in den beiden früheren Jahrgängen zuerst an die südlichsten Gegenden von Amerika, zu den Feuerländern und ihren nächsten Nachbarn den Patagonern, führten: so führen wir Ihnen nunmehr an das entgegensezte Ende jenes Welttheiles, zu einer Völkerschaft hin, die in

den nordlichsten Gegenden selne? Fesslandes (Continents) unter einem beynahen ähnlichen Klima lebt; um zu sehn, wie dort Natur und Menschen beschaffen sind, und wie auf die Letztern, thells Besammlungswohnung, thells auch nur öfrer Verkehr mit gebildeten Europäern, einwirken.

Grönland also, ist eine im Nordost Amerikas liegende, in ihrem südlichen Theile nicht sehr breite Halbinsel. Im höchsten Norden, woselbst sie auf ihrer Ofsseite bis zum 79sten Breitengrade hinaufsetzt, bildet sie aber ein weit ausgedehntes, uns größtentheils unbekanntes, und mit den andern amerikanischen Polarländern zusammenhängendes Land. So stellen wenigstens die Landkarten es vor. Denn vielleicht ist es eine vollständige Insel. Man kann dies nicht mit Gewissheit bestimmen, denn gegen Osten und Norden ist das Meer auch im Sommer dergestalt mit Eis angefüllt, daß von daher den Schiffen aller Zugang versperrt ist. Auf der Süd- und Westseite hingegen ist die See die wärmste Fahrzeit hindurch offen, und dann können auch Schiffe die große Baffins-Bay, an welcher Grönland sich ausdeht, befahren. Aber diese öden Gestade werden allenfalls nur auf einer Entdeckungsreise besucht, vergleichsweise eine, jedoch ohne Erfolg, noch 1818 statt fand.

Die Westseite Grönlands (bisweilen auch Neu-Grönland genannt) ist bekannter. Die südlichste Spize heißt Staatenhöhl.

Grönland ist kein neuentdecktes Land. Schon im Jahr 982 ward es durch den Norweger *) Erick Rus, den Europäern bekannt. Sogar will man behaupten,

*) Nach Andern der Isländer Eyrek Mandur, im J. 932. — Es ist wohl die nämliche Person, und nur in der Buchzahl ein Druckfehler.

Die Grönlander.



Geschichte
Von Grönland
schon zu Ende des neunten Jahrhunderts habe ein Normann, Herulf, sich daselbst niedergelassen.

Unlängsam legt dieses Land ein neues Zeugniß dafür ab, daß mehrere Theile der Erde, vormals weniger kalt, und einer weit höheren Stufe des Anbau's fähig gewesen.

Denn den gültigsten Schriftstellern folge, gab es vor etwa 430 Jahren in Grönland bedeutende Colonien von dort angesiedelten Normännern. In der Stadt oder Ortschaft Gardar war ein bischöflicher Sitz, dessen schon auf der Kirchenversammlung zu Lyon (1276) Erwähnung geschah. Bis zum Jahr 1408 zählte Toyfus 17 grönland. Bischöfe; im Lande lebte eine bedeutende Anzahl von Europäern, die christliche Gemeinde bestand aus mehr als 300 Ortschaften; es hatte Ueberflüß an Hausvieh, und ward, seiner Fruchtbarkeit und des schönen Wachsthumes wegen, Grönland, (Grünländ) benannt.

Gegenwärtig ist höchst wahrscheinlich nur die Westseite von Grönland, und zwar nur vom 72 Grade der Breite, von Stoogsack hinweg, bis zum Cap Farewell, (unterm 60 Grade) hinunter, bewohnt und bewohnbar. Die Ostküste ist es wohl, wegen des Uebermaahes der Kälte schon längstens nicht mehr, zumal da man zur See dort nicht anlanden kann, und zu Lande eine unübersteigbare Gebirgkette jede Mithellung von der Westseite hindert. Die Menschenzahl nun, die diesen Theil der Westseite einen in der Länge über 250 deutsche Meilen betragenden Landstrich, bewohnt, ist bis auf etwa 6000 geschmolzen. Hier sind einige Sommermonate lang die Thaler von Schnee und Eise befreit, dann wachsen noch Gras und allerhand Beeren in ziemlicher Menge, im südlichsten Theile verschiedene Kräuter und einige

krüppelhafte Gebräuche und Bäume, Korn aber kommt niemal zur Reife und alle damit gemachten Versuche waren vergeblich. Dagegen ist Grönland überhaupt reich an vielartigen Moosen, deren es einige eßbare gibt. Unter den Kräutern verdient vorzüglich das, gekocht und roh genießbare, unter dem Schnee noch fortgrünende, auch auf kahlen Felsen gedehnende, gegen die schrecklichste Plage der Polarländer, den Scorbust höchst wirksame Lösfellkraut, (cochlearia) gemeldet zu werden.

Im Winter ist in diesen besseren Gegenden der Frost noch ziemlich erträglich, obgleich die Sonne einige Monate lang ganz unter dem Gesichtskreise bleibt. Diese lange Nacht wird durch den Mond, durch herrliche Nordlichter, und durch den Glanz des Schnees erhellt. Dagegen geht aber auch die Sonne im Brachmonat, Februar und Anfangs Augstmonats niemals unter, und dann kommen bisweilen so warme Tage, daß der Theer an den Schiffen zerschmilzt, und der Arbeiter seine Kleider abwirft.

Je weiter man aber gegen Norden und Osten hinkommt, desto kahler wird auch das Land, und desto schärfer die Kälte. Und eben diese, (die von daher vornämlich immer heftiger eindringt und überall Erstarrung bewirkt,) ist die Hauptursache der Abnahme der Menschen und der Verödung des Landes. Denn sollte es auch wahr seyn, daß die schwarze (pestartige) Krankheit auch dort 1348—50 gewütet und Tausende von Einwohnern weggerafft habe, und daß feindliche Einfälle, (vielleicht die Flotten der kriegerischen Schott- oder Engländer 1418,) die christlichen Colonien größtentheils vertilgt hätten; so blieb denn doch ja der gute, fruchtbare, schöngrüne Boden, und die Menschenzahl konnte durch Fortpflanzung und neue Colonien ersetzt werden. Aber

mit jedem Jahre underte werden die östlichen Küsten durch größere Massen vom Polarmeere hiehertreibenden Eises, wie durch unermessliche Wälle, stärker umlagert, und fast durchaus unzugänglich gemacht. Bey jedem Nord- und Nordostwind verbreiten daher diese schrecklichen Eismassen eine grimmige Kälte über das schmale Land. Da nun auch längs der ganzen Westküste hohe felsige, mit Eise bedeckte Berge deren Gipfel man bey 20 Meilen weit sehen kann, sich hinziehen, so tragen auch die über diese erstaunliche Strecke herziehenden Nordwestwinde zur Kälte nicht wenig bey, welche noch durch die im Innern selbst gelegenen Gletscherberge erhöht, Jahr für Jahr zunimmt und nach und nach allen Lebenstreib tödtet. Pflanzen und Thiere des festen Landes müssen daher an Anzahl, Größe und Kraft fort und fort abnehmen, und das muss auch bei der Bevölkerung der Fall seyn. Zu dieser Verschlimmerung des Klima's gesellen sich auch noch biswellen Verheerungen von bösertigen ansteckenden Blättern, so daß dieses arme Völkchen mit gänzlicher Ausrottung bedroht scheint.

Mit Thieren ist Grönland weit besser versehn als mit Erdgewächsen und Menschen. Es hausen da nicht nur Bären, Füchse, Seehunde, Seekühe; sondern auch Rennthiere, kleine Hirsche, Hunde, Hasen, auch Biber, und eine Menge See-Igel, verschiedene Land- und See-Bögel. Das kostbarste Geschenk der Natur für den Grönländer, sind jedoch die Rennthiere, dann die Seehunde, Seekühe und Walssche an den Küsten.

Auf mehrere Thiere wirkt das Klima offenbar nachtheilig. Z. B. der Fuchs verliert hier an körperlicher Größe, und auch der Hund (das einzige Hausthier, das sich hier noch erhielt,) der sonst seinem Herrn durch so manchen Erdstrich ohne merkliche Verschlechterung

nachfolgt, verliert hier seine Talente und Stimme; er wird dumm, unbrauchbar zur Jagd, kann nicht mehr bellen, sondern nur mucken und heulen.

Der Mensch selbst, dessen Körper sonst jedem Himmelstrich trotzt, wird klein, und seine Fortpflanzung beschränkt. Der Grönländer erreicht nur selten die Höhe von fünf Fuß, und ist wenig fruchtbar; die Grönländerin gebiert höchstens alle 2 Jahre. Uebrigens ist er nicht unverhältnismäßig gebaut; die Schultern sind breit, besonders beym andern Geschlechte, das von Jugend auf Lasten zu tragen gewöhnt wird. Jedoch ist der Grönländer nur schwach, wiewohl gewandt. Hände und Füße sind klein, der Kopf ziemlich groß, der Leib aber fleischig. Das Gesicht, breit und platt, zeigt die Backen rund, ausgestopft, die Nase niedrig, mit weiten Naslöchern; das Auge schwarz, klein, aber ohne Leben. Das Haupthaar schwarz, lang und kraff. Das sparsame Haar am Kinn vertilgt der Grönländer durch Kunst noch vollends, und duldet auch keins an den übrigen Theilen des Körpers.

Das von Natur den Grönländern zugeheilte reichliche Fett, macht ihnen die Härte des Frostes erträglich. Bey sehr leichter Kleidung, und mit entblößtem Kopfe und Halse, dauern sie ihn auch in hohem Grade aus. In ihren Wohnungen sitzen sie sogar bis auf die Beinkleider nackt, und helfen durch ihre heißen Ausdünstungen dergestalt ein, daß die Europäer es bey ihnen weder vor Wärme noch Ekel lange aushalten können. Dies trifft vorzüglich die Missionnaire im Winter beym Gottesdienst, obgleich die Versammlungs-Säle gar nicht geheizt sind.

Eben so ist der Grönländer mit einer ernsthaften Verdauungskraft ausgestattet. Frisches und Faules, Erstornenes und halb Vermo-

derter, den Thran des Seehundes, und sein eigenes Ungeziefer verbraucht er. Vom Blute des Seehundes kocht er sich Suppen, häuft er sich eine Art Pfannkuchen, oder er schmilzt ihn zu Thran. Das Fleisch des Rennthiers und des Seehundes ist seine gewöhnliche Speise, doch genießt er (mit Ausnahme kleiner gedörter Fische, die er ungesotten als Brod ist,) Fleisch und Fische nur gut gesotten oder gebraten.

Die Kleidung der Grönlander besteht in einem Pelz von Seevögeln oder Rennthiere-Fellen, die Haare einwärts gelehrt. Hierüber kommt ein großes Kleid von Seehund-Fellen, fast in der Form eines Mönchsrocks, nur vorn ohne Öffnung, so daß sie es wie ein Hemd über den Kopf anzuziehen müssen. Beym andern Geschlecht ist dies Oberkleid länger, und auch darum weiter, daß im Rücken zugleich ein Kind noch Platz da finden möge. Dieses wohnt darinn, Kälte hin, Kälte her, ganz nackt. Daß es aber nicht unten aussällt, verhindert ein um den Leib gebundener Riemen. Sonst ist die weibliche Kleidung der männlichen sehr ähnlich.

Seit dem Verkehr mit den Europäern findet man auch bey den Wohlhabendern Oberkleider von Tuch, Kattun, Linnenzeug, wollene Strümpfe.

Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber hingegen halten ein langes Haupthaar für eine Zierde, und schnellen es nur zum Zeichnen der tiefesten Trauer, kurz. Sie binden es zwey mal über dem Kopfe zusammen, schmücken es aus mit Bändern, und, wo möglich, so wie die Ohren, den Hals und die Arme, mit Glasperlen. (Die weibliche Prunklust wird durch kein Klima erhödet.)

Im Sommer wohnt der Grönländer in Zelten aus Fellen, über aufgestellte Stangen

gebreitet. Im Winter in Erdhütten, oder in einem viereckigen Gebäude unweit des Strandes, dessen Wände von Steinen zusammengesetzt, und mit Moos ausgestopft sind. Das Dach ist aus Querbalken verfertigt, und diese mit Heidekraut und Rosen belegt, dazwischen Erde gestreut. Dies friert im Winter zusammen, läßt aber im Sommer den Regen hindurch. — Für jede Abtheilung des Hauses, also für jede Familie, ist eine große gemeinschaftliche hölzerne Brütsche mit Fellen bedeckt zum Sitzen und Schlafen bereitet, ferner eine ungeheure Lampe voll Thran, zu Licht, zum Kochen und Heizen, über dieser ein Kessel, beydies von Topfstein, (lapis ollaris) über dem Kessel noch ein Ross zum Trocknen (Dörren). Ein Rauchfang ist nirgend. Hierzu dient ein langer Gang, oder eine Gallerie vor dem ganzen Gebäude, die dann in einen einzigen lohnecht daransessenden, hakenförmigen angebo genen Eingang sich endigt. Nun denke man sich den Dunst der vielen Menschen, Thranlampen, die darob kochenden Kessel voll thranigter Fische, Seevögel oder Seehunde, daneben mehrere Ausleerungsgeschirre, die der Grönländer absichtlich voll läßt, um mit dem Urin seine Felle zu gerben. — Weiß bey seiner Geburt, wird sein Leib von diesem Rauche und Dampf bald mit dunkelgrauer oder röthlich-schmußiger Farb' überzogen, und der ganze Zwerg ein ekelhaftes stinkendes Wesen.

Dieser unreinliche dürlige Mensch ist daher dennoch stolz. Nur sich beeihren die Grönlander mit dem Namen Innuitt, d. i. Menschen, Eingeborne, die Uebrigen nennen sie mit Verachtung Kablunat, Ausländer. „Er ist beynah so gesittet wie wir; er fängt an ein Mensch, ein Grönländer zu werden!“ — Dies sind die Lobeserhebungen für einen Europäer der ihnen gefällt. — Im Ganzen genommen

besitzen sie wirklich Verstand, und sind thätig. Ihre Arbeiten, die Erzeugnisse ihres Kunststücks, sind ihren Bedürfnissen angemessen, und recht gut. — Ihr Weiberboot, *U m i a k*, 8 bis 9 Klafter lang, mit Fischbein und Seehundleder überzogen, mit 10 bis 12 Ruderbänken und einem großen von Därmen genäherten Segel versehn, führt 10 bis 20 Menschen, nebst ihren Zelten und übrigem Hausgeräthe, und ist ohne Schnur und Winkelmaß, nur allein nach dem Augenmaße sehr künstlich versetzt, so leicht, daß sechs Menschen im Nothfall es forttragen können, und selbst bei widrigem Winde so sicher, daß die Europäer sich ähnliche bauen. — Ihr Männerboot, *K a j a k*, obgleich viel kleiner, ist dicht, schmal, zur Jagd der Seethiere ausnehmend geschickt, und wird von einem einzigen Manne regelt, der, in der Mitte sitzend, durch die Seehandsfelle, womit das Boot überzogen ist, und die er um seinen Leib aufs engste zusammenziehn kann, gegen alles Eindringen des Wassers geschützt, das Ruder in der einen, in der andern Hand den Wurfpeil, oder den mit einer Blase versehenen Harpun, schnell und gewandt die Seehunde einholt oder beschleicht, und sein durch Sturm oder Wellen umgeworfenes Boot, mit einem Schwunge des Ruders in die aufrechte Stellung zurückwirft; zum Wunder für den, für sein Leben zitternden Europäer.

Die Grönländer sind gutartig, und furchtsam, vielleicht aus Gefühl ihrer Schwäche. Diebstahl, Völlerey, oder gar Mord, ist etwas Seltnes. Gehen sie einen Europäer auf eine grobe Art ausschweisen, so urtheilen sie: „Das Tollwasser (der Branntwein) hat ihn des Verstandes beraubt.“

Eltern und Kinder lieben sich jährlich, was bei wenigen Völkern des nördlichsten Amerika der Fall ist. — Ihre meisten Streitigkeiten

endigen sich durch Spottredner, die einer auf den andern abingt, wozu sie sich vor Zeugen und Richtern herausfordern; die stehendere Junge erkämpft dann den Sieg.

Von ihren Religionsbegriffen vernehmen wir nur: daß sie gute und böse Geister, und eine oberste Gottheit glauben, denen sie aber keine Ehre erzeiaen. Auch haben sie Zauberer (Angelots). Die Seele halten sie zwar für ein körperliches, doch vom Leibe verschiedenes und ihm überlebendes Wesen.

Die Rücklehr der Sonne fehren sie den 22. Christmonat. Auf das Beste angekleidet ziehn sie in starken Parteien im ganzen Lande umher, und bewirken einander aufs Beste. Beim Schall einer Trommel wird dann getanzt, die Worte ihres Gesanges nebst dem Schlusfreim bey sind:

„Die Sonne kommt zu uns zurück, Anna ajah, ajah, ah-ju;

Und bringt uns gutes Wetter mit, Anna ajah, ajah, ah-hu!“

Auf der Westseite haben sich dänische Herrnhuthische Kolonien niedergelassen, deren wichtigste Julianenhof heißt. Mit dieser sind im Ganzen zwanzig dänische Ansiedelungen, und drey Missionssäle der Herrnhuther, Neuhernhuth, Lichtenfels und Lichtenau, vorhanden. Durch dieser Missionaire redlichen Eifer ist schon eine beträchtliche Anzahl Eingeborner zum Christenthume gebracht, und zu veredelten Menschen gemacht worden.

Durch europäische Schiffe, deren mitunter welche ankommen, werden die Grönländer mehr und mehr, für ihre Bären-, Fuchs-, Seehunds- und Hasenbälge, mit allerhand eisernen und andern Werkzeugen, und andern Bedürfnissen, sogar auch mit Flinten versehen.

Wer wünscht nicht thellnehmend diesem armen Völklein den besten Fortgang in aller

hellsamen Ausbildung? Wer wird sich nicht für sie über die Bestätigung der wichtigen Nachricht erfreuen, daß, seit 1815 die Eisfelder, welche den nördlichsten Theil der Ostküste Grönlands seit 400 Jahren umschlossen, sich losgetrennt haben, beweglich geworden, und nach Süden fortschwimmen? Dass die Engländer, deren lange genährter Wunsch, eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen ins stille Meer, zu entdecken, dadurch neuerdings rege geworden ist, dafür mehrere Schiffe, wohl ausgerüstet, bereits abgesandt haben? Vermuthlich werden nun auch die Dänen versuchen, von ihrer seit 400 Jahren dort eingeschlossnen großen Kolonie, von der man noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts von einem Schiff aus, (das ihr einen Bischof zuführen sollte, aber wegen des Eises unverrichteter Dinge heimkehren mußte) mehrere Menschen, Blei auf die Weide treibend, gesehen haben will, etwas zu vernehmen, und falls nochemand übrig geblieben, zu ihnen zu dringen.

Die magere Sichleten.

Der Besitzer eines kleinen Landguts ward nach geendigter Körnerndt von seinen Dienstboten immer angesucht, ihnen auch etamal eine Sichleten zu geben. Er versprach es, ihnen diese kleine Freude zu machen, äusserte aber dabei, daß seine Umstände es nicht erlaubten, viele Kosten auf dieses ländliche Fest zu verwenden, den Platz dazu wolle er geben und die Musikanten bezahlen, sie sollten also nur dazu einladen, wen sie wollten, den Gästen aber verdeutlen: daß sie die Güte haben möchten, die nöthigen Rafrachissements und was dazu dienlich seyn möchte, mitzubringen. Die zwey Magde des Gut-

besitzers vollzogen nun pünktlich die Befehle ihres Herrn, und luden zwey Bäcker, die ihre Liebsten waren, nebst noch etlichen Nachbarn und Nachbarinnen ein, aber niemand wollte dem Verlangen des Gutbesitzers entsprechen, als die zwey Bäcker, deren jeder 6 Stück altgebackene Büpfi mitbrachte, die übrigen aber, kamen in Hoffnung das Nöthige zu finden, mit leeren Taschen. Nun siengen die Gäste an zu tanzen, die Musikanten bekamen nach Handwerksgebrauch Durst, allein es kamen weder Bouteille, Gläser noch Teller zum Vorschein, die Gäste verschwanden einer nach dem andern, die Musikanten befanden sich nun allein, glengen in den Garten und machten dem schlafenden Herrn vor seinem Schlafzimmer ein artiges Schariwari.

Der furchterliche Krebs-Mord.

Eine Modeschneiderin bekam aus sonderbaren Gründen den Gelust nach einer Krebsuppe, und gab daher ihrer Magd den Auftrag, das nöthige Quantum dazu anzuschaffen, welches auf den ersten Markttag geschah, wo die Magd 4 Bierling nach Hause brachte, und dann sogleich Anstalt getroffen wurde, diese herzstärkende Brühe zu verstetigen. Vorerst aber wurde Rath gehalten, wie man die Krebse tödten wolle, und da die Schneiderin mit der Magd nicht eingeworden konnte, so wurde in der Nachbarschaft gefragt, wo dann die Schneiderin nach erhaltenner Wegweisung fast in Ohnmacht sank, und von dem Lebendig-Sieden keineswegs etwas hören wollte, worauf das Berathen aufs frische begann, wo dann endlich beschlossen wurde, die Krebse sofort tot zu schlagen, wozu man sich dann der

Duchpeltische der Gibioniter bediente, und die Schneiderln nebst ihrer Magd, jede einen Gustab nahm und die Execution so lange fortsetzte, bis fast gar eine Krebssuppe vorhanden war.

Der Leuchtturm.

In der Gegend von Plymouth in England, etwa zehn englische Meilen vom Lande, erhebt sich im Meere ein Felsen, auf welchem ein Leuchtturm steht, Eddig-stone genannt; den man weit in die Ferne sehen kann; und der den Schiffen zur Warnung dient, daß sie sich vor diesem Felsen in Acht nehmen. Chemals schon stand ein anderer Leuchtturm auf diesem Felsen; der aber in einer stürmischen Nacht von gewaltigen Wellen des Meeres umgeworfen wurde. Ein folgender ist abgebrannt. Der jetzige ist vom Baumeister Smeaton gebaut, und zwar mit vieler Geschicklichkeit, indem der Fels ganz kahl und abschüssig ist, und von den ungeheuern Wellen immer bestürmt wird. Den Felsen abzugraben, und ein ordentliches Fundament zu legen, war unmöglich, weil er gar zu hart ist. Was that nun der Baumeister? Er ließ viele Löcher in den Stein bohren, und in diese starke eiserne Stangen treiben, zwischen welche nun der Grund mit langen flachen Steinen, die mit einander verbunden waren, gelegt wurde. Anstatt Sand nahm man zum Kalk von der sogenannten Puzzolan-Erde, die man bey Rom (in Italien) findet, und welche, mit Kalk vermischt, so hart als ein Stein wird.

Alle Nächte wird oben auf dem Thurm durch zwei Männer Feuer erhalten. Diese Männer wohnen beständig hier oben, und bekommen im Winter oft in einigen Mona-

ten keine menschliche Seele zu sehen. Die Lebensmittel werden thauen bey gutem Wetter von Plymouth zugeführt. Sie müssen aber reichlich damit versehen werden, weil man bey langem stürmischem Wetter schlechterdings nicht zu thauen kommen kann. Welch ein trauriges Leben müssen also diese zwei Menschen führen! Sie stecken Jahr aus und ein, in einem engen, siebenzig Fuß hohen Thurm, sehen aus thren kleinen Fenstern nichts als Himmel und Wasser, und hören nichts als den unaufhörlichen Lerm der Wellen, die oft so furchterlich sind, daß sie bis oben an das Gebäude schlagen, und an die Fenster spritzen! — Man denke sich einmal so recht ihre Lage. In einer stockfinstern stürmischen Winternacht, abgesondert von allen Menschen und aller menschlichen Hülfe — in einem so engen Raum eingeschränkt — alle Elemente gegen sich — bey dem furchterlichen Tosen der Wellen, die ihnen keinen Schlaf gestatten — bey ihrer Pflicht das Feuer zu unterhalten — alle Augenblicke in Furcht, daß ein Windstoß sie herunterwirft. — 70 Fuß hoch, und doch vor den Wellen nicht sicher — hier leben sie ganz gelassen, und thun ihre Pflicht! Und doch sind es keine Missethäter, die etwas zur Strafe hieher eingeschlossen wurden, sondern ehrliche Leute, die aus freier Wahl diese Lebensart gewählt haben! Was thut der Mensch nicht um des Brodes willen, und was alles kann der Mensch gewohnt werden!!

Die Befehrung.

Als der Hans auf seines Nachbars Baum gestiegen war, um Apfel zu stehlen, da war es finstere Nacht, und er denkt: es wirds

Die
Bett-
issen
weil
lech-
selch
wen
aus
ho-
fenz-
und
und
erm-
dah
und
die
alle
; sie
voch
; sie
Ind
wa-
en,
ner
Das
völk-
nat
am
par
ods

nemand merken. Aber da steigt der volle Mond hinter dem Dorf auf, und Hans denkt an schnellen Rückzug. Doch hoch am obersten Ast glänzen jetzt eben eine Menge der prächtigsten Äpfel ihm entgegen. Er streitet mit sich selber, ob er im Mondschein das noch wagen will, und — wie es denn leider geht — die böse Begierde siegt über die Klugheit! Er steigt hinauf — und — der Ast bricht unter ihm, er fällt, bricht ein Bein, und bekehrt sich auf dem Schmerzenlager. — So meynt vielleicht der günstige Beser. Aber nein — der hinkende Vate weiß es anders und besser. Wie nun Hans sich sieht oben im Baume, so glänzt ihm im Mondschein die weiße Kirchhofmauer entgegen, und er sieht dort die Reihe von Gräbern, und ihm ist als stehe der Tod dabei, und deute ihm: heute mir, morgen dir! und ihn schaudert, daß er kaum sich halten kann; er rutscht den Baum herab, nimmt seinen Korb voll gestohlenen Äpfel, leert sie im Garten des Eigenthümers sorgfältig aus, und eilt ohn' umzuschauen nach Hause.

Mit festem Vorsatz ganz sich zu bekehren,
So weiß die Gnade Sünder zu belehren.
Gewinnet oft durch eine Kleintigkeit
Verlorne Seelen für die Ewigkeit.

Das Tagebuch. (Beschluß.)

Brachet der 7. Ich hät auch nit mögen mit dem Seppli z'Morgen essen. Da hat der Bauer auf dem Hubel ihm seinen alten Hund geben, daß er ihn soll erschiessen und verlochen. Aber der Seppli hat ihn nicht verlochet, sondern akumidieren lassen, ein Theil Voreessen, ein ander Braten; und hats gar gut funden!

Deito 20. Hat mir die Schnäder-

gryte gewehsaget, daß ich bald sterben müsse, weil das Huuri vorige Nacht in meiner Hostet geschränen. Hab ich geantwortet: meine grauen Haare und mein hohes Alter wissen das besser als du und alle Huuri. Sie ist darüber gar höhn worden.

Herbstmonat 7. Der Schneiderludi hat gemeint, der Pfarrer soll ihm einen Taufschtein geben, daß sein Bub jünger syge, weder er ist. Und hat der Herr das absolut nit wollen. Da hat der Ludi gesagt: eh! Herr Predigkannt, dr chöntlit mir das sauft z'gfallen thue; ich humme ne ech doch o geng flysig z'predig! O du dumme Ludi. —

Christmonat 20. Das ist mir doch ein Narr, der Rumpel Durs! Es hat über Nacht viel geschneit, und am Morge hat syne Frau aus guter Meinig einen Weg gewünscht vom Häusli bis in die Landstrass. Wo er das gseht, fragt er: wer het das gemacht? sagt die Frau: Heh Ich, damit du besser von Haus kannst. Antwort: ein Weib soll nichts thun ohne Befehl ihres Mannes! Gleich wünsch den Weg wieder zu! Und die Frau folget ordlich u denkt: der gschwyder git na. Und jetzt seit er — gang u wüschnner wieder e Weg, damit du weißt wer Meister ist. — O du Narr und Weiberplager! Aber — wärst du nume der einzig! —

Deito 21. Da haben sie im Wirthshaus Komedie gespielt, mit Gözen. Ein Paar Buben, die lieber im Wirthshaus hocken, und Narenwerch treiben, weder arbeiten. Und haben der verlorne Sohn gespielt, und gar viel Narenwerch dermit trieben, und allerley Flausen gesagt. Und hab ich mich drüber geärgert, daß solche Buben das heilig Wort Gottes also

in den Wirthshäusern verunehren! Was und werden jetzt die Leut denken, wenn einsch der Herr über diese Geschicht predigt?

Deito 26. Ein Unglück gepasirt. Der alte Gauch Peter im Spazenhag hat gmeint er syge verherzet. Und laßt einen Banner kommen: der hat nun im Ofenhäusli gehannet und gehexet, und gefeuert; und iss das Häusli angange und verbrunnen, und schier das Wohnhaus darzu; und hat sich Peter gar übel verbrönt an der Hand. Das hat mir der Herr erzählt, und daben gesagt: er heilige den einfältigen Peter doch so genug brichtet über sein Überglauhen! Aber wenn du den Narren im Mörser zerstötest mit dem Stempel, er liese doch nicht von seiner Narheit!

Deito 31. Das alte Jahr geht nun zum Ende, so singen sie heut vor allen Thüren. Je nu! Es wird mit mir alter Mann wohl auch bald zu Ende gehen. Bin ich ja eben heut 78 Jahr alt worden.

Hier endet das Tagebuch! Der ehrliche Alte hat wahr geschrieben; denn von einer fremden Hand steht unten dran: Und am Neujahr am Morgen hei mir der Aeti, wo das geschrieben, tod im Bett funden, und sind grausam erklüpft ic. ic.

Das grosse Erb.

Schau stets zuerst wohl wem du traust,
Eh' in die Lust du Schlösser baust!
Sonst trägt's dir lange Nasen ein,
Und Spott zum Schaden oben drein.

Diesen lehrreichen Reim hat der Vate einmal an einem alten Spycher gelesen, und will dem geneigten Leser denselben an einer neuen Geschicht erläutern. Denn es ist recht sonderbar wie alte Warnungen

sammenreimen; so daß man dem alten Kühnige schon recht geben muß, der gesagt hat: es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Wir machen, nach den vier Zeilen des Reims auch folgende vier Capitel.

1. Trau! schau wem?

Es gieng ein Geschrey aus in alle Lande es sey ein gewisser Pfälzer in Ostindien verstorben, Namens Kohli. Derselbe sei aus dem Bernerschen Saanenlande gebürtig, habe ein Vermögen von vierzig Millionen (lebensmehr das Maul recht voll genommen es geht in einem zu) — ja vierzig Millionen hinterlassen; aber dort hätten sich keine Erben gefunden, und er sey auch ohne Testament gestorben! — Wer ist der Vetter Kohli? wer hat ihn bestimmt gekannt? wer hat von der ganzen herrlichen Erbschaft sichern Bericht? Kein Mensch! Aber das schade nicht! Man glaubts doch! — Sind nicht schon früher ähnliche Geschichten erzählt worden? war nicht alles lauter Lüge und Betrug? Stad nicht schon viele so unglücklich geworden? Alles wahr! Aber das schade nichts! Man glaubts doch. — Und nun liss im ganzen Cimmenthal, Oberland, ja fast im ganzen Canton, als hätte man einen Ameisenhaufen aufgestört. Alles läuft und rennt hin und her, denn alles ist dem Vetter Kohli verwandt! Woher verwandt? Je du Gauch! Woher als von den vierzig Millonen! Der Reiche hat gar viel Verwandte wenn's ar's Erben geht! Wenn der Vate einmal in's lange Winterquartier abmarschiert, so wird niemand an der Begräbniss in die Verwandtschaft stehen wollen.

Also laufen die Leute den Pfarrherrn fast das Haus ab, um Todtenscheine, Tauf-

scheine, Ehescheine u. s. w. und wer mit
rechten Dingen keine kriegen kann, lässt sichs
Geld kosten, bis auch er ein Papierl hat,
das ihm von den 40 Millionen etwas geben
soll! Ja mancher ist sogar Narrs genug,
und kaufst einem andern seinen Anteil ab,
ehe er nur weiß, woran er ist; und so theil-
len sie die Haut, ehe der Bär geschossen ist! —
Denn nunmehr bauen sie

2. Schlosser in die Lust!

Zum Todschlissen lächerlich iss's, wie sie
sich mit dem ungewissen, nur gehofften Geld
schon so breit und dick machen, und verab-
reden, was alles sie anfangen wollen, nun
sie reich sind! — „Uebermorgen nehmen
„wir den Familienwagen, mit vier Pfer-
„den, unser zwölfe drein, und meine Alte
„muss eine kleine Coffer voll Zuckerzeug mit-
„nehmen, und so fahren wir auf Z. w. s. —
„Ja jeß ist's nimme Gihimist! Uftischet
„was zuehe ma, warme Wy her! ie. —
„Sobald ich das Geld habe, las ich mein
„Haus um ein Stockwerk höher bauen; einen
„Stall und eine Remise dazu, ein Chara-
„bank, zwey Bygger — Juheh — „Ich
„kaufe 100 Fas neunzehner Wein! Der
„Zins von meinem Anteil ist jährlich fast
„sechzigtausend Franken!“ — „Sobald
„ich mein Theil habe, ziehe ich auf Genf,
„kaufe dort ein Landgut, handle mit Wein
„oder dergleichen; der Doktor hat schon
„lang meiner Alten eine Luständerung ver-
„ordnet.“ — „Wenn einer von Euch seinen
„Anteil verkaufen will, so nehme ich den-
„selben an, und lasse dann eine große Fa-
„brik bauen.“ — „Und ich mache eine Reise
„durch Deutschland, Ungaren bis auf Kon-
„stantinopel, und dann über England, Frank-
„reich und Italien heim!“

So glengs in einem fort! Einer baute
sein Lustschloß so, der andre anders! Keiner
aber zweifelte an den vierzig Millionen und
seinem Anteil! O wie giebt doch die Bären-
haut so warm im Winter! Ja we me si hät!

3. Lange Nasen!

Nun die sind am Ende wohlfeil, und
das sicherste Erbe. Denn es fand sich, daß
an der ganzen Sache nichts war! An der
ganzen Geschichte kein wahres Wort! Die
hohe Regierung ließ sogar durch das Wochen-
blatt die Leichtgläubigen warnen. Aber für
die meisten kam die Warnung zu spät. Man-
cher hatte mit baarem Gelde Wind und leere
Hoffnungen gelauft: mancher schöne Thaler
war für Reisen, Schreiben, Scheine u. dgl.
für Zechen und Lustbarkeiten draufgegangen.
Geht hat keiner, betrogen sind alle, und
haben nichts, als eine lange Nase, länger
als der Altenberg oder das Toffenholz; län-
ger als des hölzigen Christoffels sein Spies
und — die Mattenstegen! Ja so lang als
vom Saanenland bis in Ostindien! Fraget
sie nur! Sie können euch auf's Haar sa-
gen, wann dort der Zimmet und die Näge-
li blühen — sie riechen's ganz in der Nähe!

4. Spott zum Schaden.

Ja! Das ist immer das gewöhnliche
Ende von einem solchen Liede, daß die Kazen
hintendrein mauern, daß man aus der Haut
fahren möchte vor Uerger! Allos lachte der
leichtgläubigen Thoren! Alles rief: es ge-
schieht euch schon recht! Da ward sogar
ein Gespräch gedruckt, über das große, in
der Lust schwebende Erb, worin jene Leute
erbärmlich ausgepfiffen werden. Und nun
kommst noch gar der lahme Bote hintendrein,
und thut die Geschichte in seinen verwünsch-

ten Kalender. „Das hät' er können bleiben lassen!“ Ja wohl hät' er! Warum that er's aber nicht? Weil er wo möglich andre warnen möchte, nicht durch ähnliche Lügen sich betrügen zu lassen, und nicht durch ähnliche Leichtgläubigkeit sich selbst in Schaden zu bringen.

Ja! Laßt Euch warnen, liebe Leute!
Glaubt ja in Zukunft nicht so leicht.
Sonst seld Ihr des Betrigers Beute,
Der wie der Fuchs um Hühner schleicht!
Und hätter ihr auch Geld in Häusen,
Was hätter ihr für Glück dann mehr?
Könnt ihr dem Tode mit entlaufen?
Könnt ihr das wahre Glück erkauen?
Und kommt kein Kummer zu euch her?
Zufriedenheit allein giebt Heil
Und die ist nicht beym Krämer seil.

Wer jagt, fängt nicht immer Hasen!

Wer ist die Frau oder besser das Weib, das von Haus zu Haus geht, und aller Orten den Bettelsack schüttelt? Hier kommt sie der Bäurinn eine Lüge von ihrem Mann, der im Klosterli gesessen, aber nicht bey den Pfaffen; und mit einer Jungfer schön gethan, aber nicht mit einer Nonne. Dort erzählt sie von der Nachbarinn anet dem Bach, wie sie, unwissend dem Manne, eine Walle Anke heimlich verkauft: dort sagt sie wohin dieser und jener Pürsche seinen Kiltgang richtet u. s. w. Ueberall röhmt sie die Anwesenden in's Angesicht, und lastert die Abwesenden. Und nicht vergeblich! Die g'wundrligen Wyber belohnen ihre erlogenen Nachrichten mit reichlichen Gaben, und der Bettelsack füllt sich schon an. — Aber wer ist dieses Weib, daß ich Sie in meinem Kalender abkontersetzen kann? Niemand will

mir's sagen! — Nun Geduld! Dort kommt der Dorf-Polizeyer! (Profos darf man ihm nicht sagen, er zürnts.) Der wird das Bettelweib schon packen, sie um ihren Namen fragen, auf's Oberamt sie führen. Jetzt kommt er um's Haus herum! Gebt Achtung! Jetzt packt er sie! Aber was erschrickt er so jämmerlich, als hätte er ein Gespenst gesehn?

Komm, lieber Leser, her und schau,
Er packte — seine eigne Frau.

Nützliche Nachrichten von allerley vaterländischen Künstlern und Handwerkern. Zum Nutzen und Frommen der lieben Landleute gesammelt.

Man macht so viel Lerm von den Erfindungen der Engländer, und was für künstliche Leute das seyen, daß es ihnen niemand gleich thue. Nun ja. Dampfmaschinen haben wir noch keine. Aber Maschinen genug, und Dampf auch, und „das wird ehangere scho no einisch b'sieh“ meyn ich. Auf meinen vielen Wanderungen im lieben Vaterlande sind mir so künstliche Leute vorgekommen, die den Engländern bald zuvorkommen werden. Ich will sie hier öffentlich anzeigen, damit sie zu verdienter Ehre gelangen, und jeder weiß, wo er sich melden soll, wenn er künstliche Leute nangelt.

N. A. verdiente ein obrigkeitliches Patent als Brantenweinbrenner. Er hat in Erinnerung eines Brennhauses einen eigenen erfunden und versfertigt. Er nahm einen eisernen Hasen, in dem er sonst den Schweinen ihre Kost gekocht hatte; darauf ward ein Deckel von einem alten Fassboden gemacht, und von einer Tatrepfanne ein alter Deckel als Hut aufgesetzt. Probatum est!

Selne gebrannten Wasser sollen einen ganz besondern Geschmack bekommen haben!

R. R. der weltberühmte Messer wird empfohlen wenn es gilt eine Kuh oder der gleichen vom Leben zum Tode zu bringen. Er hatte eine alte magere Brummel-Kuh, die niemand kaufen wollte, lange gemästet, wenigstens acht Tage lang, und männlich schönes Fleisch zum vorans zum Kauf angeboten! Er und sein Bruderssohn wollen das Thier schlachten. Die Kuh wird im Zenn angebunden, die Nachbaren sammeln sich zum Zuschauen. Hans erhebt seine Schlegelart, und schlägt die Kuh nieder. Aber im Hui ist sie wieder auf! Hans flieht mit seiner Art die Leiter hinauf, der Andre mit dem Messer die Stiege hinauf in die Stube, und die Kuh — saust auf den Schrecken beym Brunnen kaltes Wasser.

E. N. hat mir gesagt, er habe so eine Maschine im Hause, die akurat einer Dampfmaschine gleiche. Er hat mir sie gezeigt. Sie steht auf zwey Beinen, hat zwey Arme, und klappert fort und fort wie eine Fasnacht-Rätsche! Es fehlt ihr zu einer vollkommenen Dampfmaschine ein einziger Buchstabe — der f — Nebrigens hat er sie erweist, und ist willens sie um billigen Preis wegjugeben.

S. J. auch Schneiderseptl genannt, ist ein berühmter Bienenwatter. Einen ihm anvertrauten Imp (andere hat er nicht!) trug er alle Tage bald an die Morgen, bald an die Mittags- und bald an die Abend-Sonne. Diese beständige Veränderung bekam den Bienen so wohl, daß sie mehrere Tage auswanderten, und allemal mit Mühe wieder gefangen wurden. Aber mein Meister fand bald ein Mittel: Der Bienenkorbstecker verkaufte ihm um fünf Bayzen eine Königin.

(Meisterbiene.) Das war ein ehrlicher Hummel, der den Bienen so außerordentlich wohl zu ihrem bishertigen Traktament bekam, daß sie vor Freuden in wenig Tagen starben.

N. D. zwischen Alarberg und Biel hat den wahren Vortheil gefunden, wie man Schweine wohlfell kaust. Z. B. Er kaust ein Schwein — wie schwer? Dreyhundert und zwey und sechzig Pfund ungewogen! Wie theuer? Drey Centner will ich dir verehren, aber vom Uebrigen mußt du mir das Pfund mit vier Franken bezahlen! — „Vim Tonnerig! Das ist e wohlfeli Sau, Breneli, sagt er zu Hause. Und richtig, zwey und sechzig Mal vier Franken macht gerade ja zweyhundert und acht und vierzig Franken, oder achtzig Kronen und drey und zwanzig Bayzen! — Da sieht man wie gut es ist, wenn man in der Schule rechnen lernt!

W. O. und H. L. sind Meister im Landbau. Sie wissen am besten wie die Erdäpfel gepflanzt werden müssen, daß sie gerathen. Drum lachen sie auch alle andern aus, weil sie selber alles am besten wissen. Sie säen und pflanzen nicht wie andre Leute, und drum erndten sie auch nicht so. Im Brachmonat fangen sie an Erdäpfel zu sehen, und fragt man Ends Wintermonat: „Vetter Hans Jörg! hast du deine Erdäpfel alle gegraben?“ so antwortet er: „es kommt mir noch kein Sinn daran!“ Und er wartet richtig, bis er sie unter dem Schnee hervor graben kann.

F. E. hat die Entdeckung gemacht, wie man am besten und sichersten Feuer von einem Orte an das andre bringen kann! Sie, die wohl mit Recht die kluge Frau heißen könnte, wollte spät im Herbst das Feuer von einem Erdäpfel-Plätz auf den

anderen tragen lassen, und gab's zu dem Ende einer Taglöhnerinn in einen Wydli-Korb. Und das kam recht gut; denn das Feuer mehrte sich unterwegs, so daß zuletzt nicht nur der Korb, sondern die Kappe der Trägerinn brannte.

J. L. der berühmte Strehlmacher, nicht weit von der großen Stadt A.... hat zufalliger Weise die nützliche Entdeckung gemacht, wie man Winterszeit selbst bey Nacht sicher reisen kann, ohne von den Wölfen gefressen zu werden. Er kam zu einer Nachbarinn, und erzählte mit vielen Worten, wie die Gegend unsicher sey, wie die Wölfe schon diesen und jenen angegriffen haben, u. s. w. Die Nachbarinn, die ihn als einen furchtsamen Hasenfuß kennt, der jede Kaze für einen Wolf ansieht, denkt: Ich will dir schon warm genug machen, trotz dem kalten Winter! Sie erzählt also noch viel mehr Schreckliches, und endet mit den Worten: unser Jakob muß mir Nachts nicht mehr vor die Hausthüre, oder er habe das Geschell vom Rennschlitten angehängt! — Das war dem Kammpelmann eine gute Entdeckung. „Ich sollte noch — sprach er — auf A.... um ein Bäckli Chiggore zu laufen; es ist schon finster: — es könnte mir ein Unglück begegnen: — wollt ihr mir doch das Geschell entlehn?“ So geschah es. Er band sich das Geschell um den Hals, und im starken Trott — damit die Schellen brav klingen, giengs hin und her! Und die Wölfe haben ihn nicht gefressen.

Wenn nun der geneigte Leser diese hier genannten flugen erfundensreichen Köpfe näher kennen will, so nehme er die kleine Mühe und schreibe die obigen Anfangsbuchstaben in eine Linie,theile sie in Worte ein, und er wird — falls in der Druckerey kein

Druckfehler gemacht wird — finden wie es gemeint ist.

Eine freundliche Bitte an meinen Collegen, den Boten von Basel.

Ich meyne denseligen, der selnen Calender bey Hrn. Schweighäuser drucken läßt; den möcht ich bitten, in Zukunft doch zu bedenken, daß sein Büchlein Jungen und Alten, Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Magdelein, in die Hände fällt: und daß es nicht eben wohl gethan ist, solchen alles und jedes zu empfehlen, was in dem schreibseligen Deutschland geschriften wird: und daß mancher Buchertitel in solchen Händen eine wahre Aergerniß ist! Das wolle er bedenken, und meines guten Rathes wahrnehmen; übrigens mein guter Freund bleiben, wie ich der seintige.

NB. Diese Bitte kommt eigentlich von meinem Gevater, dem Schulmeister.

Der Herr und der Diener.

Kaiser Maximilian wußte recht gut, daß einer seiner Vorfahren ihm eine Kleinigkeit von etwa dreytausend Gulden gestohlen hatte. Aber er that, als merke er nichts. Nach etwas Zeit fragt er aber jenen Herrn: „Was meinst du, daß der verdient habe, der seinem Kaiser etliche tausend Gulden stiehlt?“ Den Galgen, antwortete dieser. „Nur sachte, spricht der Kaiser — ich habe deine Dienste noch länger zu brauchen.“

Wie groß ist die Stadt London?

Das weiß der hinkende Bote nicht! Und kanns also auch seinen Lesern nicht sagen.

Aber gelesen hat er, daß man eine Berechnung gemacht hat, wie viel Fußgänger und Fuhrwerke täglich über jede der drey alten Brücken in dieser Stadt gehn; und der geneigte Leser mag ungefähr daraus abnehmen, wie viel größer London ist, als

Ganz verwundert fragt der andre: wo Teufel hast du Latein gelernt?

Der Bote kommt abermal hintendrein,

Da lese ich mit Verwunderung und Freude in der Zeitung, daß verschiedene Herren schöne Preise für solche Schriften erhalten haben, die sie über das Arnienswesen geschriften haben. Ich habe keine derselben gesehen, glaube aber doch, sie müssen vortrefflich gewesen seyn. Warum wären sie sonst belohnt worden? — Ich werde nun freylich keinen Preis erringen, und komme mit meiner lahmen Weisheit wie gewohnt, hintendrein. Hat ichs aber gewußt zu rechter Zeit, so hät' ich auch ein Wortlein dazu gesprochen. Zum Spasse hier nur die Ueberschrift der einzelnen Kapitel, die ich hätte schreiben wullen.

I. Theil.

1. Der Arme und der Reiche begegnen einander, der Herr hat sie beyde gemacht.
2. Mancher ist arm bey allem Reichthum, und mancher reich trotz seiner Armut.
3. Wie man's treibt, so gehts, und der Mensch ist seines eigeen Glückes Schmied.
4. Es ist Sünde was all dein Einkommen verzehrt: und siehet von deiner Thorheit geschriften im Buche der Weisheit Cap. 2. Vers 6 bis 12.

II. Theil.

1. Es ist ein großer Gewinn — wer sich genügen läßt.
2. Strebet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet Euch zu denen, die demuthig sind.
3. Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen; und wenn der Pudel nicht schwimmen

Brücke

I. II. III.

Fußgänger . . .	74620.	48500,	37820
Lastwagen . . .	605.	437.	173
Karren . . .	2732.	1748.	963
Kutsch'en . . .	1254.	1077.	1171
Einspännige Schäßen	364.	764.	569
Reitpferde . . .	577.	1141.	615

Der arme hinkende Bote wollte auf der Stelle seinen Botendienst aufgeben, wenn er den Zoll von der geringsten dafür bezahlen könnte!

Angeführt und abgespeist,

An einem öffentlichen Orte, wo viel Volk zusammenkam um zu sehen und zu hören, stand auch der hinkende Bote; jedermann kenntlich wegen seinem Stelzfuß, Krücke, und Brieffack, und manchem verhaft wegen seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe! Ihn erblickt ein junger Parsche, der gerne den Herrn spielt, und dem Hinkenden eins anhängen möchte. Nun weiß jener, daß der Bote nicht französisch kann, er aber ist einmal zu Murtzen gewesen, hat sogar seine Nase bis Wislzburg gestreckt, und kann also perfekt französisch. Jetzt will er des Boten spotten, und spricht zu ihm: gell ör eti Messasche? Der Bote denkt: wart ich will dich, und spricht geschwind zu ihm: wit was Narr mir mit!

will, so schmelß ihn in's Wasser, daß er schwimmen muß!

4. Hab Acht auf dein Almosen: daß du nicht Unkraut begießest, und pflanzest Ungezeifer.
5. Und endlich merk dir, daß das Rathaus weder vor dem obern noch vor dem untern Thor ist — sondern mitten in der Stadt steht.

Ich zweifle nicht, daß sich darüber viel Schönes und Gutes sagen ließe, wenn man es nur wüßte!!

Eine neue Art von Spitzbuben.

Zu Kalkuta in Ostindien wurde vor Kurzem — es sind erst fünf Jahre dessen — ein ganz besondrer extra Spitzbube gehängt. Er war ein ganz ausgezeichneter vortrefflicher Schwimmer, und konnte sehr lange unter dem Wasser aushalten. So schwamm er unter dem Wasser nach den eingezäunten Badeplätzen der indianischen Frauen, ergriff dann ungesehen eine derselben ben den Beinen, zog sie unter das Wasser, ertränkte sie, und beraubte sie alles Schmuckes, Gold, Ringe, Edelsteine u. s. w., dessen die indianischen Frauen beym Baden viel zu tragen pflegen. Lange glaubte man es sey ein Krokodill, das, unter dem Wasser verborgen, diesen Raub begehe; bis endlich ein Mädchen dem Räuber entwischen konnte, und nun bestimmt versicherte, kein Krokodill, sondern ein Mann habe nach ihr geschnapt. Man forschte nach, entdeckte den Thäter, und dieser bekannte schon sieben Jahre dieses Handwerk getrieben zu haben. — Ich hätt ihn nicht hängen, sondern mit einem Mühlstein am Hals ersäufen lassen.

Der Lumpensammler.

Der Lumpensepp kommt mit seinem Bündel daher, und der Grichtsäss beym Thürli will ihn foppfen, und fragt: hast du die Lumpen bald alle zusammengetragen? Wärest du nicht ein Wohlachtbarer Grichtsäss, ich wollte dir antworten, sagte der Sepli. Aber der andre meynt: so ein Hudel wie du, soll antworten wenn man ihn fragt; und willst du oder nicht? So hat der Sepli gesagt: wenn ich die Lumpen alle zusammentrüge, so könntet ihr nicht mehr Gricht halten!!

Merkst wohl:

Wer ausgiebt muß auch wieder einnehmen: und darum ist nicht gut alle Schälle foppfen: statemal
Der Stolze oft auf die Nase kriegt.

Der Ostermontag 1822 in Bern.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Er war auch in diesem Jahre lustig anzuschauen, und vieles Volk strömte herein zu allen Thoren, und hatte seine Freude daran, denn was von der guten alten Zeit, eh die Franzosen kamen, und alles neu machen wollten, übrig blieb, das ist noch allem Volke lieb; den Alten, weil es sie an jene gute Zeit erinnert, und den Jungen, weil die Jugend an solchen Tagen immer Freude hat. Auch ruht am Ostermontag ungeheissen alle Arbeit, die Stadt füllt sich mit einem festlich geschmückten Volke; an vielen Zunfthäusern wehen ihre schönen Fahnen, das Kunstwerk am Zeittglockenturm ist mit Blumengewinden verziert; auf der Schützenmatz

Der Oster-Montag.



S

ist ein Schwingfest, wo sich die flusen Oberländer mit den kräftigen Emmenthalern wacker herumtreiben, um die Ehre des Sieges zu erringen, und nebenbei sind immer noch andere Festlichkeiten zu sehn, mit denen jährlich abgewechselt wird; voriges Jahr war z. B. ein Aufzug der Knaben zu allen Spielen, die sie auf der Schürenmatt trieben; und dies Jahr war es ein Umzug der Mägger, der so schön und nett war, daß er allen die ihn nicht gesehn, bekannt gemacht zu werden verdient.

Bey 50 dieser wackern Gesellen versammelten sich Morgens niedlich roth und grün besselter, mit Bändern geziert und mit ihren glänzenden Spaltmessern versehn, beym Bärenwirthshause an der Spitalgasse, und stellten sich da in Ordnung. Voran waren zwei Schweizer in alter Tracht; ihnen folgte der Führer des Juges, durch Federbusch und Scherpe ausgezeichnet, dann 12 Musikanter in verschiedenen Volkskleidungen, alle aber in vollkommenem Einklang. Nicht ganz im Takt, doch festen Schrittes folgte der gewaltige Ochs, mit Blumen geschmückt, einer der größten, der zu finden war, denn er soll über 13 Centner gewogen haben; ein Bauer führte ihn, während dem ein lichter Super ihn trieb, und der Mägger, der ihn laufen wollte, in Feldtracht neben ihm her gleng; ein anderes Hauptstück bey dem Schauspiel war ein schönes Schaf, von einem Knaben geführt. Dann kamen die beiden Jünglinge, welche im Wettkampf Eher auslesen und laufen sollten, begleitet von zwey Fahndrichen mit den Fahnen der Mäggersunft; an sie schloß sich Paar und Paar der eigentliche Zug, der wohl 40 Mann halten möchte, rothwangige kräftige Jünglinge, auf die sich manche sprechende Blöcke

schöner Augen hielten. So zogen sie von einem Gedränge zahlloser Zuschauer umgeben, die Stadt hinunter vor die Polizei, die Stift, die Wohnungen der französischen, preußischen und spanischen Gesandten, dann wieder hinauf vor Schiffleuten, die Schaal und die Mäggersunft; an jedem dieser Orte stellte sich der Zug auf, der Anführer begrüßte mit dem Spaltmesser und die Musik ließ sich rauschend hören. Als ihr Geschäft in der Stadt beendigt war, begab sich der Zug auf die Schürenmatt, wo das beliebte Herauslesen erfolgte, während welchem der Läufer nach Beyermannshaus und zurück eilte, aber zu spät kam, denn sein Gegner zog ihm jubelnd als Sieger entgegen. So war das eigentliche Fest beendigt; um sich aber für den beschwerlichen Umzug zu entschädigen, war den muntern Gesellen beym Bären, Spiel und Tanz bereit, und das Fest schloß mit einem frohlichen Nachtessen, bei welchem jeder seine gegenwärtige oder zukünftige Lebensgefährtin zur Seite hatte, und in froher, aber friedlicher und sittlicher Lust den Morgen anbrechen sah.

Ein anderer Umzug zeigte sich vor dem obern Thore. Es waren die Jünglinge von Tofen; die den Ostermontag ebenfalls festlich begingen; zu Fuß und zu Pferd zogen sie mit Musik dahin, Bär, Uhrspielgel und Hanswurst begleiteten sie; die Jünglinge trugen Blumenbogen, und führten einen recht artigen Tanz auf, brachten dann Gesundheiten aus, und lehrten nach ihrer Heymath zurück. Das schönste Wetter begünstigte die Freuden dieses festlichen Tages, an welchen Stadt und Land herzlichen Anteil nahm und immer nehmen wird.

Wie man verhexet wird!

Glaubets oder glaubets nicht, erzählte zu L. im Wirthshaus ein Mann, zu unterschau aus dem Zopfen vom Aargau, ein Mann von Schalunen — glaubets oder glaubets nicht! Am letzten Langnau-Märkt bin ich verhexet worden! Ich habe meine alte Geiß zu Markt getrieben; habe im Pintenhaus eine Halbe getrunken, und beym Bären auch eine zu Mittag; und mit dem Wetter Toneli noch eine beym Leuen; und darnach, wie meine Geiß verkauft war, noch eine beym Bären. Und da war ein Täschenspieler, ein

Hexenmeister, ein Teufelskerl; und der hat mir Streiche gemacht — mein Lebttag denk ich dran! Aber ich dachte: der Teufel ist ein Schelm! und machte mich draus und davon. Und nahm noch auf den Schrecken ein Gläslein Räzwasser oder zw; vielleicht finds auch mehr gewesen, was weiß ich! Und wie ich von Langnau wegzehe — Lappi! Hess de no nte ke Bleiki g'seh? Sagte mir einer! Ich erschrak! rieb die Augen aus, und — stand richtig vor der Bleiki-Matten. War das nicht aber mal Verblenderen?

Aber das war alles nichts gegen das Folgende. Beim Stiglithaus stand ein Tischli mit Brenz; ich nahm auf den ausgestandenen Schrecken ein Gläslein, und zog dann voll Much weiter. Ach wie erschrak ich, als ich auf einmal am Eingang der Hölle stand, wo der Teufel mit einer Gabel ein Feuer regierte! Vor Angst fiel ich auf die Knie, und heulte, als hätte mich der böse schon bey der Gurgel. Ja, ich komm von meinen Schrecken nicht zu mir selber, bis einer aus Mitteld mich belehrt, daß ich vor Anne Marey nicht mehr sehn! — Ich weinte

wie ein Kind, und die Gassenbuben lachten mich aus! Und ich meinte: das sind lauter Wölde! — Aber ein schwarzer Herr, (es wird wohl ein Geholtor gewesen seyn) wies mich zuwreht. Du stehst ja nur am Fröttbach; siehe da ist die Brücke! Und an seiner Hand geleitete er mich hinüber. Ich wollte ihm recht danken, und sagte: hät ich meine Geiß nicht verkauft, ich wollte sie euch verehren, zum Dank daß ihr mir über das Meer geholfen! — Aber Undank ist der Welt Lohn! Gang furt du Narr, sagte er! Und hatte ichs doch so gut genutzt! Aber — der war gewiß auch verblender und verhexet.

Besser unten erschrak ich, daß mir die Beine zitterten! War heute der 17. Heumonat — und da lag alles auf einmal im tiefen Schnee, alles weiß! Ach, meine schönen Obstbäume! Ach, mein Korn! Ach, meine arme Anne Marey mit ihrem Werch! So faimerte ich. Aber — du schlestige Lappi! Hess de no nte ke Bleiki g'seh? Sagte mir einer! Ich erschrak! rieb die Augen aus, und — stand richtig vor der Bleiki-Matten. War das nicht aber mal Verblenderen?

Aber das war alles nichts gegen das Folgende. Beim Stiglithaus stand ein Tischli mit Brenz; ich nahm auf den ausgestandenen Schrecken ein Gläslein, und zog dann voll Much weiter. Ach wie erschrak ich, als ich auf einmal am Eingang der Hölle stand, wo der Teufel mit einer Gabel ein Feuer regierte! Vor Angst fiel ich auf die Knie, und heulte, als hätte mich der böse schon bey der Gurgel. Ja, ich komm von meinen Schrecken nicht zu mir selber, bis einer aus Mitteld mich belehrt, daß ich vor Anne Marey nicht mehr sehn! — Ich weinte

dem Kalchofen stand! War das nicht aber mal Verblenderen?

Fa wohl hatte heute der Vöse sein Spiel mit mir! Da hörte ich etwas tschädern und lädern, akurat wie meine Anne Marey! Da sieht sie ja vor mir mit ihren rothen Augen und Haaren! Ach, du mein liebes Herz, schrie ich voll Freuden, kommst du mir entgegen; und so weit! Und so schloss ich sie in meine Arme. Aber ich war noch mal angeführt. Das Gellapper, das mich so anheimelte, kam von einer Windmühle oben im Baum, und das herzige Weiblein war ein Bettelmensch, welches Mist auslas! War das nicht abermal Verblenderey?

Wer das Rätsel nicht lösen kann, der findet die Auslösung im Folgenden:-

's sind zwee einzige Geister de Mensche
gfährli und furchtbar;

Irrgeist heist der eine, und Plaggeist
heist der ander.

Und der Irrgeist wohnt im Wy. Us
Channe u Chruse
sygt er eim i Chops, und macht zerrüt-
tet Stinne.

Selle Geist führt irr im Wald, uf We-
gen und Stege,
es gäb mit eim z'unterst u z'oberst, der
Vode will unter eim breche;
d'Brücke schwanke, d'Berg biwege si,
alles ist doppelt.

Wie man den Leuten Unrecht thut.

Es geht dem Boten immer ein Stich durchs hölzerne Bein, wenn er sieht, daß jemand Unrecht geschieht; sollte der Jemand allenfalls auch selbst nichts davon wissen, oder gar eine unvernünftige Creatur seyn! Und er kann sich darum auch nicht enthalten, sich der Unschuldigen anzunehmen. Und für dies mahl nichts für ungut, gilt es nicht mehr und nicht weniger als die Kröte. Iss wegführ.

nicht ein gemeines Schimpfwort: du leidt Kröte! Nun ja! Hübsch ist das Thierlein eben nicht. Aber es leben doch viele Leute, die auch nicht hübsch sind; und par Exem-
pel der Hinkende Bote! — Du neidige Kröte! Das ist nun erst Unrecht denn es ist nicht wahr. Die Kröte leidet und duldet sowohl ihres gleichen als andre recht gern um sich, und gönnt jedent das Seine. Es wäre gut die Menschen hätten nicht mehr Neid gegen einander! — Die giftige Kröte! Ist abermahl nicht wahr. Sie ist bestimmt nicht giftig; und was von ihrem Atem oder Hauch, von ihrem Urin oder Wasser u. dgl. gesagt wird, das sind eitel Verläumdungen, womit man ihren guten Namen besleckt! — Wenn nun ehedem das gute Thier gar als ein Gespenst verfolgt wurde, wenn man glaubte der Teufel ver-
wandle sich in eine Kröte, um unbekannt hiehin oder dorthin zu schleichen, so sind das Dinge, welche die per se aufgeklärten Leser des Boten schon lange nicht mehr glauben. „Aber eine lebendig gespieste, getrocknete, und an einem Faden in die Stube auf-
gehängte Kröte zieht doch alle giftigen Dünste an sich, und reinigt die Luft.“ Es mag seyn daß ein trockener Krötenbalg in einer feuchten düstigen Stube aufsteigt, weil die Feuchtigkeit sich hineinzieht, wie in einen Schwamm. Aber sie zieht gewiß nicht nur die giftigen, sondern alle Dünste an sich! Laßt ihr also die arme Kröte nur leben; ihr Tod hilft euch nichts. Und wollt ihr die Stuben rein haben von bösen Dünsten, so ist auf der Welt nichts besseres als frische Luft; und wenn die Stube auf eine Zeit ohne Menschen ist — Durchzug, der am ersten böse Dünste

Die wunderbare Lebensretterin.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Es hatte in Frankreich ein Abbe eine Käze, die er gar zärtlich liebte. Nun ward er frank, und versiel in eine solche Schlafsucht, oder Ohnmacht daß man ihn für tod hielt, und alle Zurüstungen machte, um ihn zu begraben! Merket hier: man sollte doch immer zuerst alles anwenden und versuchen, was möglich ist, ehe man jemand begräbt. Denn was wäre furchterlicher als lebendig begraben zu werden?

So wie man nun den vermeint Todten in den Sarg legt, streicht seine Käze, vielleicht das einzige Geschöpf das ihn gellebt hatte, um den Sarg herum, und als wußte sie es daß ihr Versorger gestorben wäre, mauete sie gar kläglich. — Es ist doch erbärmlich, wenn man als ein alter Knabe stirbt, und niemand um uns weinen mag als eine Käze!

Die Leute, welche die Leiche besorgten, zeigten weit weniger Gefühl als die Käze. Sie hatten vielmehr ihren Spaß mit dem Leid des Thieres, dachten auf Muthwillen, und sperrten die arme Käze lebendig zu ihrem todten Herrn in den Sarg. Und das war ein grausames Bubenstück, das von einem sehr schlechten Herzen zeugt.

Der Leichenzug begann. Aber jetzt erwachte der Scheintodte durch die Wärme der Käze, die auf seinem Magen lag. Er hörte die Todtenlieder, fühlte sich eingewickelt, und ihm ward es nun mitten im Finstern klar und hell vor den Augen, daß er auf dem Wege sey lebendig begraben zu werden. — Gott behüt jeden Christenmenschen vor solcher Seelenangst!

Mit Mühe und Anstrengung gelingt es ihm endlich seine Hände frey zu machen,

und nun greift er nach dem Ding, das auf seinem Magen liegt, und ihn drückt; und klemmt die Käze gewaltig. Diese fängt an erbärmlich zu schreien — das ganze Leichenbegleit erschrickt, der Sarg wird abgestellt, und es fehlte wenig, alles hätte die Flucht ergriffen. Wäre das in ältern Zeiten geschehn, was gilts man hätte hierin Teusels Spuck gefunden. Jetzt aber war man vernünftig genug eine natürliche Ursache zu vermuthen, und darum die Sache genauer zu untersuchen. Man öffnete — obwohl mit Zittern den Sarg — die Käze sprang heraus, hinter ihr her ihr Herr, der in sein Leichentuch verhüllt so schnell als möglich nach Hause eilte, und sich freute, daß er dem Tode wie durch ein Wunder entgangen war — Wie vielerley ist möglich wenn ein Mensch errettet werden soll! —

Das schöne Jahr 1822.

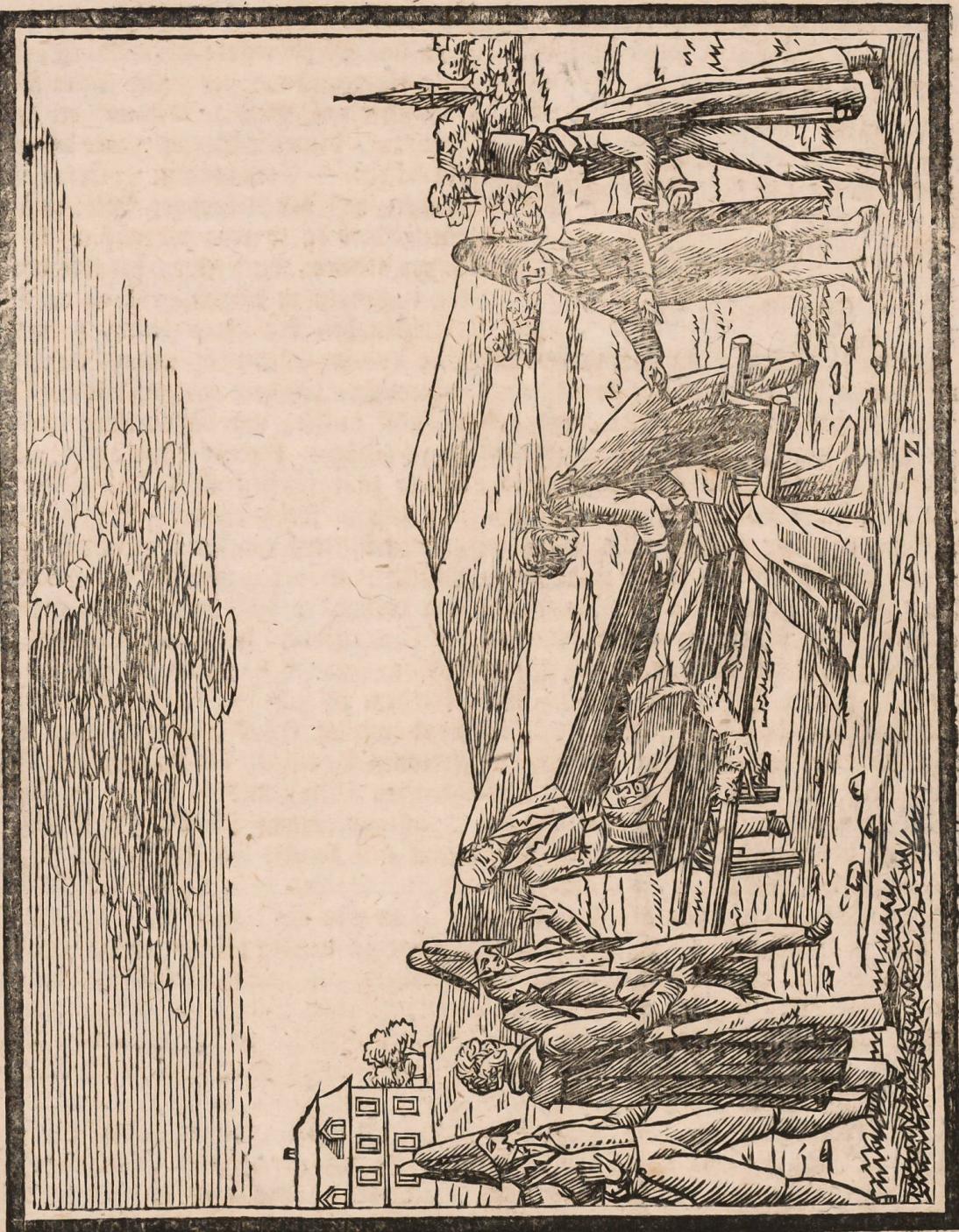
Sag Hans t mus di öpls frage,
Hest du n'es setigs Jahr erlebt;
Weist du vo so viel warme Tage,
Wo ds' Hemli geng am Buggel bleib?
Ehmal i b'sinne mi nüt dra
U bi doch scho n'e alte Ma.

Es git no Lüt sie sy viel b'sinter,
Als i, und du und anger meh;
Hest du dyr Lebti no n'e Winter,
Und de ley g'forni Schybe g'seh?
Und du d'er Frühling warm und stuf,
Ds' Nacht schont Thau und nie lei Rys.

Im Mane Chirse und Erdbeert
U Gras, e Schu bis über d's Chneu;
Im Brachet salbi Rogge'n-Aeri,
U scho schtergar versäses Heu.

auf
und
t an
hen-
ellt,
lucht
ge-
fels
ver-
ver-
r zu
mit
her-
sein
gliche
dem
war-
ensch

Die wunderbare Seben Sretterin.



Am Falbostag scho d'End verbh.)
Wie süß wird erst d'er Trübel sey?

Und doch by dene gute Tage,
By aller große Fruchtharkeit;
Ist nüt als Murre, nüt als Chlage,
I glaub, es syg ley Mensch meh g'scheld.
Wär rechtli Liebt i der Welt:
Su hält e niedre grad gnue Geld.

Der Rachle-Ludi.

Der wohlersahrne Schneidermeister und Handelsmann N. N. in N. der danebst auch den Pferde-Handel elfrig betrieb, und deswegen immer ein solches auf seiner zunächst dem Städtchen gelegenen Campagne hatte; bekam Lust eines Sonntags sich nach dem eine Stunde davon gelegenen B. Haus zu begeben, um sich daselbst lustig zu machen, und um sich nun besser sehn zu lassen, ward beschlossen: auf seinem in Schwarzenburg gelauften spanischen Gibloniter dahin zu reiten, aber nach Ritters Gebräuch, und aus Besorgniß, daß das spürkligste Thier ihm etwa Beschwerlichkeiten verursachen könnte, mußte er noch vorher für eine tüchtige Rüstung und Decke desselben bedacht seyn, denn ob schon die Rüstammer des Ritters mit allem versehen war, um das jeweilige auf 31sten December fallende Caravahafest mit Masque aus allen Zeitaltern zu versehen; so fehlte es dennoch an Sattel sammt Zubehörde. Endlich gelang es ihm, eine Sammlung, theils aus dem 16ten Jahrhundert, und theils aus dem siebenjährigen Krieg, laufweise an sich zu bringen, worunter sich vorzüglich ein paar große stählerne Sporren auszeichneten, die der Ritter wegen einer Sonnenfinsterniß für Silber ansah. Mit dieser Rüstung erwartete er nun

den festlichen Tag. — Endlich brach derselbe an; das Pferd wurde gesattelt, der Ritter stieg elnigemal auf der einen Seite hinauf, kam aber geschwind wieder auf der andern herunter, denn der Sattel wollte leider nicht fest halten. — Nach langem Untersuchen fand es sich, daß der Uebergurt fehlte und keine Stelzbügel da waren, worauf er sich hätte führen können, diese aber, glaubte der Ritter entbehren zu können, und da man keine Stricken bey der Hand hatte, so ward in Elle und insgeheim bey einem Grempler zusprochen, bey dem man acht Ellen Gloschlibändel kaufte, um davon einen Uebergurt zu versetzen. Uner schrocken bestieg nun der Ritter zum fünften Mal das Thier, und nun giengs frisch davon. Der Gaul, des leichten Ritters und der ihm immer im Leib stechenden Sporren ungewohnt, machte nun dem Schneider auch ungewohnte Sprünge; der Baum zerriß, das Thier nahm den Reißaus, und patsch — da lag derselbe im Roth. Nachdem er sich aus diesem kläglichen Zustand wieder erhöht hatte, bestieg er den untreuen Bucephal, den man unterdessen aufgehalten hatte, und so langte er noch vor Sonnenuntergang im B. Hause an, aß, trank und machte sich lustig, und tanzte bis er keine Sohlen mehr an den Stiefeln hatte.

Um nun nicht mehr in solche Umstände versetzt zu werden; fand er eine gute Gelegenheit, des untreuen Thiers, durch einen vortheilhaftesten Tansch mit dem sogenannten Racheli Ludi los zu kommen, von welchem er eine Portion Nachtgeschirr, Milchhäfeli, Gtzivierteli-Blaten u. s. w. annahm, und dem Ludi den Gibloniter sammt der ganzen Rüstung dagegen überließ. Der ganze Kram ward nun im Laden auf einem aparte Tisch aufgestellt, aber o weh, nicht für lange;

ein hervorragender Nagel, woran der neue Kachlenkrämer mit dem Rockermel hängen blieb, verwandelte auf einmal die ganze Kunstausstellung von der Heimberg-Fabrik, in viele tausend Stücke.

Es muß alles offenbar werden.

Da gräbt in einem Flecken von Frankreich der Todtengräber ein Grab, und raucht sein Pfeifstein dabei so ruhig, als mache er ein Gartenbett. — Aber er stutzt doch, als ein herausgeworfener Schädel an dem schrägen Erdhaufen fest liegt, ohne herab zu rollen. Er untersucht ihn und findet, daß ein langer eiserner Nagel tief im Kopf steckt. Jetzt hat er sein Pfeifstein auf die Seite gelegt, den Todtenschädel dazu, und seine Arbeit hat er ganz still und gedankenvoll vollendet. Ach! dachte er, wenn die Todten reden könnten, auf welche Weise sie manchmal von der Welt kamen, was würde man vernehmen.

Der Todtengräber geht zum ersten Vorgesetzten, zeigt seinen Fund vor, erhält ein Trinkgeld, und den Befehl zu schweigen. Aber dem Ortspfarrer wird aufgetragen, in der Stille und geheim nachzufragen, wer etwa der Ermordete gewesen seyn könnte. Lange forschte dieser umsonst! Endlich vernehmt er von einer alten Frau: ein weitläufiger Verwandter von ihr, Peter Goede, ein Wagner, sey da beerdigt, dessen Witwe wieder mit einem Wagner verheirathet, noch jetzt am gleichen Orte lebe.

Die Pfarrbücher waren in der Revolutions-Zeit begreiflich nicht geführt worden, wo die Pfarrer nichts zu bedeuten hatten. Aber auf einem Register der Municipalität fand sich der Sterbetag des Wagners, mit

der Anzeige seines natürlichen Todes, den 17. August 1793, verzeichnet — Also auch hier keine Anzeige, keine Spur von Gewaltthat. Noch mehr! Man vernimmt der Verstorbene habe mit seiner viel jüngern Frau zwar in einer kinderlosen, aber doch glücklichen Ehe gelebt, und diese nach mehrjähriger Kränklichkeit noch bei Lebzeiten zur Erbin seines Hauses und Nebberges eingespott. — Wer konnte nun noch Verdacht auf die Frau haben? Die Sache blieb still! — Aber der Pfarrer blieb nicht still! Ihm grauste ab der That, er forschte in der Stille weiter. Da vernahm er dann: die noch lebende Frau des ermordeten Wagners habe nicht lange nachher einen der Arbeiter des Mannes geheirathet; nicht lange nachher diesem einen Sohn geboren, welcher die letzten französischen Feldzüge mitgemacht habe, und noch jetzt, im Jahre 1820 als Führknecht diene. — Da fieng es an Tag zu werden, dann vor dem Herrn ist alle Finsterniß Licht!

Der Pfarrer trifft die Frau einmal in ihrem Nebberge an, fängt an zu sprechen mit ihr, vom Wetter, von den Neben, vom Weinberg, vom verstorbenen Manne, und das Weib gab ziemlich kurzen und trocknen Bescheid! Auf die Frage: warum sie so bald nach des ersten Mannes Tode sich wieder verheirathet habe? sagte sie: Eh! in der Revolution nahm man dergleichen nicht so genau! Ihr habt gut schwören, ihr bezahlt ein ruhiges Einkommen. Ich aber mußte zu meiner Hanthierung einen Mann haben. — Aber wie denn ihr Sohn so frühe geboren worden sey? — Das verstehe die Hebammie besser als der Pfarrer! Er solle sich mit solchen Fragen fort scheren! — Also will das böse Gewissen sich verbergen, und verräth sich eben dadurch am ersten!

Den Tag darauf läßt er die Frau zu sich kommen, macht ihr über ihr gestriges unanständiges Vertragen Vorwürfe, und berührt nun ernstlicher den Gegenstand des gestrigen Gespräches. — Jetzt röhrt sich das Gewissen des Weibes noch stärker, sie wird bald blaß, bald roth, und jetzt nimmt auf einmal der Pfarrer den Schädel unter seinem Priesterrocke hervor, hält ihr denselben vor Augen, und sprach mit starker Stimme: „Stehe da, Verbrecherin, den Kopf dieses ermordeten Mannes.“ Das griff durch! Erschrocken schrie sie: Ach ja! dieser Nagel gab ihm den Tod. Jetzt erhielt der Pfarrer und die aus einem andern Zimmer eintretenden Beamten ein vollständiges Geständnis von ihr; nämlich: sie sey des immer kränkelnden Mannes überdrüstig geworden; durch sein Vermächtniß seines Vermögens sicher gewesen, und mit dem Gesellen, ihrem jetzigen Manne, in einem allzuvertrauten Umgang verstrickt gewesen. Da habe sie einst in der Nacht, als ihr Mann in einem tiefen Schlaf gelegen, den Nagel gehalten, und ihr jetziger Mann habe mit einem Hammerstreich den Mord vollendet. Durch die damaligen unruhigen Zeiten begünstigt, habe sie nach gemachter Anzeige, den Ermordeten, dessen Kopfwunde die Nachtmühe bedekt habe, den Tag darauf beerdigen lassen! —

Mann und Weib büßten ihre Schandthat unter der Guillotine, nachdem sie sieben und zwanzig Jahre lang die Früchte ihres Buhensüdes unhemerkt genossen hatten.

Erzittere Sünder! Das Gericht,
Wenn es schon lange Zeit verweilet,
Und dich nicht auf der Stell' ereilest,
Zuletzt entfliehst du ihm doch nicht!

Etwas vom Krocodill.

Aus dem reichen Schahe seiner mannigfaltigen Kenntnisse hat der hinkende Vate früher dem Leser das furchtbare Amphibium, Krocodill genannt, vorgeführt.

„Gevater Schulmeister! Nicht so hohe Worte gemacht, die Leute merken sonst, daß ich mit einem fremden Käblein pflege.“

Nun will er Ihnen als Nachtrag noch einen kleinen Bericht über ein solches wunderartiges Thierlein mittheilen. Im Jahre 1815 ward in Ostindien ein solches erlegt. Acht beherzte Männer hatten es mit eisernen Stäben, die zugespitzt waren, angegriffen, und nach langem gefährlichem Kampfe überwunden. Das Thier war gegen 18 Fuß lang, und am dickesten Orte des Leibes betrug der Umfang 6 Fuß. Und es muß überhaupt ein Thierlein von ganz artiger Größe gewesen seyn; denn als man den Bauch desselben eröffnete, fand man darinn die Gebeine eines armen Indianischen Jungen, einer indischen Frau, die es vor drey Tagen gefressen hatte, und eine Geiß, die an seinem Todestage das Frühstück ausgemacht hatte. — Guten Appetit! —

Anecdote.

Der Herzog von Roquelaure hatte eines andern Platz in der Kirche eingenommen, ward aber davon vertrieben, weil dieser selbst kam. Er sagte daher zornig: „Es ist doch seltsam, ich komme selten in die Kirche, und wenn ich einmal da bin, werde ich gleich wieder herausgejagt.“